Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Frank Wedekind

Nummer 40 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 2. Oktober 1908

Beiträge zur Geschichte des 13. Dezember 1906

Von M. Erzberger, M. d. R. (Schluß)

IV. Die Verminderung der Schutztruppe im Frühjahr 1906

Am 2. Februar 1906 teilte eine Denkschrift des großen Generalstabes dem Reichstage mit, daß im Norden des südwestafrikanischen Schutzgebietes die kriegerische Tätigkeit seit geraumer Zeit beendigt war; daß bis zum 11. Januar 1906 sich 10 024 Hereros unter die Aufsicht der Behörden gestellt hätten. Im Süden aber hatten sich die Verhältnisse „insofern günstiger gestaltet, als nach dem am 29. Oktober 1905 erfolgten Tode Hendrik Witbois dessen Anhang sich zerstreut hatte". Aber noch am 19. März 1906 malte Oberst von Deimling den „Aufstand in hellen Flammen" — sein Lieblingsausdruck — dem Reichstage vor. In der Budgetkommission des Reichstages war man jedoch ganz anderer Ansicht; da strich man einfach die für das im Aufstand befindliche Ostafrika geforderte weiße Kompagnie Soldaten [am 26. Mai 1906 ebenso die an deren Stelle geforderten vier schwarzen Kompagnien], und kein Mensch sprach von einem antinationalen Beschluß oder gar einem Eingriff in die Kommandogewalt. Und das geschah während des Aufstandes: In allen Parteien herrschte Einmütigkeit darüber, daß es auch in Südwestafrika mit der großen Truppenmacht von 14000 Mann nunmehr ein Ende haben müsse; man war schon über die Aussendung des Generals von Trotha — die diesbezügliche Kabinettsorder vom 19. Mai 1904 ist bis heute nicht publiziert; was sie wohl alles enthalten mag? — nicht erbaut, und allseitig wurde erklärt, daß eine Verminderung der Truppenzahl eintreten müsse. Der Vorsitzende der Budgetkommission schlug nun am 22. Februar 1906 vor, „eine Subkommission einzusetzen, welcher die auf den Bau und Betrieb der Eisenbahnen im Schutzgebiet, sowie die Schutztruppenverstärkung bezüglichen Etatspositionen zur Vorberatung überwiesen werden sollen. Die Kommission beschließt demgemäß. In die Subkommission werden folgende Abgeordnete gewählt: Dr. Arendt, v. Böhlendorff-Kölpin, Erzberger, Lattmann, Dr. Müller (Sagan), Dr. Paasche, Dr. Semler, Dr. Südekum, Dr. Spahn". Am Nachmittag des genannten Tages hielt die Subkommission ihre Sitzung ab; das Resultat war: 1. einstimmige Ablehnung der geforderten Eisenbahnstrecke Windhuk—Rehoboth; 2. ein Mehrheitsbeschluß, die Eisenbahn von Kubub nach Keetmanshoop noch im Jahre 1906

fortzusetzen; 3. der einstimmige Beschluß von den geforderten 92 880 000 M. für Unterwerfung des Aufstandes 15 280 000 M. abzustreichen und 77 600 000 M. zu genehmigen; 4. der einstimmige Beschluß, diese Summe auch „zur Heimbeförderung von Verstärkungen der Schutztruppe" zu verwenden. Ueber diese Anträge konnte schon am 23. Februar der Abg. Dr. Paasche berichten; sie fanden auch die Zustimmung der Kommission. Bei den Beratungen im Plenum spielte die Verwaltung, die in sich selbst gespalten war, die denkbar traurigste Rolle. Oberst von Deimling suchte dem Abstriche die „praktische Bedeutung" abzusprechen, da „wir zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich übersehen können, ob und wann es möglich sein wird, die Schutztruppe draußen zu verringern". Die Kommissionsanträge fanden wieder Annahme, ohne daß jemand von der Kommandogewalt des Kaisers gesprochen hatte, und doch ist hier — am 24. März 1906 — der prinzipiell entscheidende Schritt geschehen. Der Etat wurde mit dieser Bestimmung verabschiedet. Da kam am 19. Mai 1906 an den Reichstag der Ergänzungsetat, der u. a. die Fortführung der Linie Kubub-Keetmanshoop und die Farmerentschädigung forderte. Erbprinz Hohenlohe gab bei der ersten Lesung (22. Mai 1906) dem Reichstage bekannt, daß der dem Reichstage bekannte Oberst v. Deimling das Kommando über die Schutztruppe in Südwestafrika erhalten habe. „Er wird alsbald in das Schutzgebiet hinausreisen, um sich an Ort und Stelle über die einschlägigen Verhältnisse zu orientieren, damit er feststellen kann, ob und wann es möglich sein wird, einen Teil der Schutztruppen zurückzuziehen, die dortige Schutztruppe also in entsprechendem Maße zu verringern. Der Herr Oberst v. Deimling hat sich hier über die Verhältnisse orientieren können, über die Momente, die hier im hohen Hause maßgebend sind mit Rücksicht auf das Budgetrecht, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die großen Kosten aufzubringen, welche für die Schutztruppe in Südwestafrika erforderlich sind, wenn diese Schutztruppe lange Zeit auf dem jetzigen hohen Stand erhalten bleiben sollte. Mit diesen Erfahrungen ausgerüstet, soll er hinausgehen in das Schutzgebiet, mit dem Auftrage, es anzustreben, daß möglichst bald eine Reduktion der dortigen Schutztruppen erfolgen kann." Erbprinz Hohenlohe wollte nur vorerst keine bestimmte Zahl sagen. Am 23. Mai gab Oberst von Deimling in der Kommission die bestimmte Erklärung ab, daß er die Truppenzahl vermindern werde; noch am 19. März hatte er erklärt: „Meine Herren, es ist kein Mann zu viel in Afrika." In dieser Beratung erfuhr man aber über die Finanzgebarung Einzelheiten, die selbst dem Abg. Dr. Semler das Wort auspreßte „unerhört". (Diese Mitteilungen, die durch weitere private eines hohen Reichsbeamten noch verstärkt wurden, führten in der Zentrumsfraktion mit zur Ablehnung der Vorlage.) Von den für das ganze Etatsjahr bewilligten 77 Millionen Mk. waren schon in 2 Monaten 34 Millionen Mk. ausgegeben, die ganze Verwaltung und Rechnungsführung aber derartig, daß eine endgültige Abrechnung gar nicht möglich war, was Unterstaatssekretär von Lindequist im Februar 1908 bestätigte. In der ganzen Debatte um die abgelehnte Eisenbahnvorlage spielte die Frage der Verminderung der Schutztruppen eine große Rolle. Erbprinz Hohenlohe erklärte: „Ich nehme an, daß wir vielleicht in naher Zukunft im Süden mit 1000 Mann auskommen können." (113. Sitzung v. 26. Mai 1906, St. B. S. 3527.) Von mehreren Seiten wurde auf die sehr mangelhafte Begründung der Bahnvorlage hingewiesen; im Dezember 1906 hat Dernburg ausdrücklich diesen Fehler zugegeben. Die ganze Frage aber kam auf ein anderes Geleise durch den nationalliberalen Abg. Dr. Semler, der zunächst andeutete:

„Setzen Sie den Fall, und ich wiederhole, ich habe Grund zu der Annahme, daß, wenn die Bahn bewilligt wird, wir eine definitive Zusage bekommen können, daß von den Truppen 5000 Mann zurückgezogen werden. (Hört! hört! und Zuruf aus der Mitte.) — Sie haben heute keine Zusage? Ich provoziere den anwesenden Obersten von Deimling, er möge einmal hier vor versammeltem Reichstag sagen, wie eigentlich die Sache steht. Ich habe bisher immer nur Hoffnungen gehört, verklausulierte Erklärungen etwa des Inhalts: ja, „wenn die Verhältnisse dort sich nicht ändern" und „wenn es möglich ist", will ich bestrebt sein, möglichst viel Truppen zurückzuschicken. Ich glaube zu wissen — und ich bitte, mich zu rektifizieren, wenn es anders sein sollte —, daß, wenn wir heute die Bahn bewilligen, wir glattweg die Erklärung bekommen können, daß im Laufe dieses Etatsjahres 5000 Mann zurückgezogen werden sollen." (113. Sitzung v. 26. Mai 1906, St.B. S. 3537.)

Herr von Deimling war „provoziert", und er nahm den Wink auf in jener denkwürdigen Rede, die mehr durch die Gewalt der Stimme, das Aufstoßen mit dem Säbel, die militärische Rechthaberei und die Nichtachtung der Rechte des Reichstages sich auszeichnete als durch den inneren Gehalt. Ich saß damals als Berichterstatter unmittelbar neben Herrn von Deimling, der gar nicht mehr zu wissen schien, wo er redete. Die Nennung einer bestimmten Zahl lehnte er mit folgenden Worten ab: „Sagen Sie mir erst, daß Sie mir die Bahn bewilligen, dann werde ich Ihnen eine bestimmte Zahl nennen." Mag man nun dieses Auftreten mit dem Grafen Posadowsky als ein „Mangel an parlamentarischer Taktik" oder mit dem Abg. Haußmann als ein „Mangel an parlamentarischem Takt" oder mit dem Abg. Dr. Müller-Sagan als „Regime der Soldateska" oder mit dem Abg. Ledebour als „Symptom des persönlichen Regimes", eine „Brüskierung des Reichstages" und eine Erinnerung an „Buffalo Bill und Boulanger" oder mit dem Abg. Dr. Spahn als ein „Handel mit Menschengesundheit und Menschenblut gegen die Verlängerung einer Eisenbahn um mehrere Kilometer" bezeichnen, die Rede hatte etwas ungemein Provokatorisches an sich, und keine Seele vom Bundesrat goß Oel auf die Wogen, die der draufgängerische Oberst noch durch den Satz emporpeitschte: „Meine Herren, solange ich die Ehre habe, das Kommando draußen zu führen, wird der Süden nicht aufgegeben (Bravo! rechts — Widerspruch links), es sei denn, daß Seine Majestät der Kaiser es befiehlt, der allein darüber zu bestimmen hat und sonst niemand." Mit 186 gegen 95 Stimmen fiel die Bahnvorlage. Während Erbprinz Hohenlohe einen „inneren Zusammenhang" bei diesem Handel nachweisen wollte, griff der Abg. Gröber die von Dr. Semler angeschnittene Frage praktisch an.

„Der Herr Kollege Semler scheint Fühlung mit maßgebenden Stellen zu haben, daß er eine so kühne Behauptung aufstellen kann (sehr gut! und Heiterkeit in der Mitte und links), und ich bin so kollegialisch gesinnt, daß ich diese seine Behauptung als durchaus wahr annehme. (Heiterkeit und sehr gut!) Aber ich ziehe daraus die Konsequenz, die auch Herr Kollege Dr. Müller-Sagan soeben gegenüber dem Herrn Oberst v. Deimling gezogen hat: wenn die 5000 Mann entbehrlich sind, dann darf man deren Zurückziehung nicht davon abhängig machen, ob die Bahn bewilligt wird. Denn, meine Herren, wenn man heute schon mit dem Bahnbau von Kubub nach Keetmanshoop beginnen könnte, so würde die Bahn doch erst nach 18 Monaten im Rohbau fertig sein (hört! hört! links) und würde erst in zwei Jahren im vollen Betriebe fertiggestellt sein können. (Hört! hört!) Für den Krieg, wenn man den Kampf der deutschen Kriegsmacht gegen 300 Hottentotten so nennen will (Heiterkeit), spielt also diese Fortsetzung des Bahnbaues von Kubub nach Keetmanshoop keine Rolle." (113. Sitzung vom 26. Mai 1906, Sten.-Bericht S. 3540.)

In der nächsten Sitzung am 28. Mai 1906 gab der Abg. Dr. Semler dem Reichstage den Kommentar zu seinen Andeutungen in folgenden Worten:

„Wenn ich sagte, ich habe Grund zu der Annahme, zu glauben, so lag der Grund im folgenden: mit dem Recht des Abgeordneten, der sich für den Bahnbau interessiert, mit diesem Recht habe ich den Herrn Erbprinzen gefragt, ob es denn nicht möglich sei, den immer wieder in der Budgetkommission lautgewordenen Wunsch auf Verringerung der Truppen nicht nur mit Hoffnungen und Erwartungen, sondern mit bestimmten klaren Erklärungen und bestimmten Zahlen zu beantworten. Der Herr Erbprinz hat mir gesagt, das sei außerordentlich schwierig, über diese Frage entscheide nicht er, wenn er auch wohl gehört werde, sondern Seine Majestät der Kaiser. Darauf habe ich gefragt: „Ist es denn nicht möglich, daß eine bestimmte Erklärung auf 5000 Mann — von denen ist in der Budgetkommission inhaltlich ungefähr die Rede gewesen — erfolgt unter Vorbehalt der Genehmigung Seiner Majestät?“ Und daraufhin hat der Herr Erbprinz die mich vollkommen zurückweisende und, wie ich anerkennen muß, zutreffende Antwort gegeben, er könne das nicht tun; denn das schiebe die Verantwortung für den Entschluß auf Seine Majestät ab. (Sehr richtig! rechts.) Das ist richtig gewesen, und ich habe sofort dieser Erwägung zugestimmt. Wohl aber hat an dem Abend, wie ich weiß, der Herr Erbprinz sich entschlossen, in direkte Beziehungen zum Allerhöchsten Kriegsherrn zu treten (hört! hört! links), und am nächsten Morgen hat mir der Herr Erbprinz gesagt, Seine Majestät habe unter der Voraussetzung, daß die Bahn gebaut werde, und damit eine leichtere Dislozierung der Truppen im Süden möglich sei, eingewilligt (große Unruhe und Rufe: hört! hört! links), daß 5000 Mann zurückgezogen werden könnten. Ich habe vor der Verhandlung den Herrn Erbprinzen gefragt, ob ich von dieser Erklärung Gebrauch machen dürfe, die er mir gegeben habe, und der Herr Erbprinz hat mir gesagt: „Das ist durchaus kein Geheimnis!“ Darauf habe ich mich für berechtigt gehalten, in diesem Zusammenhange zu erklären, daß ich Grund zu der Annahme hätte, daß, wenn die Bahn gebaut würde, in der Tat 5000 Mann Truppen im Laufe des Etatsjahres zurückgezogen werden könnten.“ (115. Sitzung vom 28. Mai 1906, Sten.-Ber. S. 3568.)

Kaum war der Reichstag in Ferien gegangen, da nahm auch der Kolonialdirektor Urlaub; anfangs September 1906 machte er dem bisherigen Direktor der Darmstädter Bank Platz, der zuerst in seinem Amte eine Reihe Personalveränderungen vornahm, was mich ermunterte, ihm mein Material an Beschwerden zur Untersuchung zur Verfügung zu stellen. Als wir uns im Oktober 1906 kennen lernten, begrüßte er mich, auf die von mir verfaßte „Kolonialbilanz“ zeigend, mit den Worten: „Ich stimme Ihnen in allen Teilen und Punkten bei, nur in einer Frage nicht.“ Es war dies die Errichtung einer Simultanschule für weiße Kinder in Daressalam. Ich rechnete damals auf erfolgreiches Zusammenarbeiten zum Besten der Kolonien; aber es kam bald anders.

V. Die Anträge auf Verminderung der Schutztruppen im Dezember 1906

Am 28. November 1906 begannen die Beratungen der kolonialen Nachtragsetats, die 29 220 000 Mk. für die südwestafrikanischen Schutztruppen und 8 900 000 Mk. für die Eisenbahnlinie Kubub—Keetmanshoop forderten. Am 10. November 1906 bereits hatten die Zentrumsabgeordneten Dr. Spahn und Gröber beim Reichskanzler eine Unterredung, der auch Herr Dernburg beiwohnte, soweit sie sich um die Kolonialpolitik drehte. Staatssekretär Dernburg erklärte hierbei, daß die Togoer Mission die eingegangenen Verpflichtungen nicht gehalten habe; Abg. Dr. Spahn erbat hierauf Einsichtnahme in die Akten, was der Reichskanzler gestattete. Dernburg aber gab dem Abg. Dr. Spahn nicht die Akten selbst, sondern

einen Auszug; in diesem aber war — sonderbar — gerade über den in Rede stehenden Punkt ein Aufschluß nicht zu finden. Als nun Abg. Dr. Spahn in einer der im November stattfindenden Fraktionssitzungen der angeblichen Nichterfüllung des Uebereinkommens durch die Mission Erwähnung tat, wurde ihm die Abschrift eines Protokolles entgegengehalten, wonach das ursprüngliche Abkommen in dem kritischen Punkte durch ein späteres Uebereinkommen aufgehoben worden ist. In diesen Fraktionssitzungen ist der Hauptwert auf die Zurückziehung der Schutztruppen gelegt worden; als Redner für die Fraktion wurden bestimmt: Dr. Schädler, Erzberger und Rören.

Es war zuerst der Zentrumsabgeordnete Dr. Schädler, der am 28. November wörtlich erklärte: „Wir haben den dringenden Wunsch und das entschiedenste Verlangen, daß so bald wie möglich die Krieger in die Heimat zurückbefördert werden können."

Am 30. November erklärte der Abg. Erzberger gleichfalls namens der Fraktion: „Die Streitfrage, um welche es sich nach unserem Dafürhalten handeln kann, ist nicht: soll die Bahn gebaut werden oder soll die Bahn nicht gebaut werden? — sondern die Streitfrage und der entscheidende Gesichtspunkt ist unseres Dafürhaltens die Verminderung der Schutztruppen in Südwestafrika. Das ist das, was dem Deutschen Reiche am meisten Geld kostet, und hier muß der Hebel eingesetzt werden."

Beide Redner haben diese Forderungen auf Grund der Beratung in der Fraktion gestellt, es ist daher eine durchaus irrige Annahme, als ob der mehrere Tage nachher, am 3. Dezember, stattgehabte Zwischenfall Rören-Dernburg auf die Entschließung des Zentrums irgend eine Einwirkung gehabt hätte.

Am 28. November 1906 hat Dernburg den Bestand des Expeditionskorps dahin gekennzeichnet: „Meine Herren, der Expeditionsetat für das Jahr 1906 war auf etwa 14 000 Mann aufgestellt. Der Ihnen zugegangene Nachtragsetat beschäftigt sich noch mit 10 000 Mann; für das Jahr 1907 sind 8000 Mann angefordert worden, d. h. es sind dann 6000 Mann gegen den Bestand vom 1. April 1906 zurückgeschickt worden. Sobald die Bahn nach Keetmanshoop durchgeführt ist, kann man weitere 1000 Mann zurückschicken; es bleibt dann nur noch die Hälfte." Die großen Debatten im Plenum ließen die Frage der Verminderung der Truppen mehr in den Hintergrund treten.

In der Kommission stellte das Zentrum zunächst am 6. Dezember 1906 den Antrag, dem Dispositiv des Etats nach den Worten: „zur Heimbeförderung von Verstärkungen der Schutztruppe" hinzuzufügen: „die in der Weise zu erfolgen hat, daß die Gesamtstärke der Schutztruppe am 31. März 1907 die Zahl von 2500 nicht übersteigt"; gleichzeitig stellte es den Antrag, statt 29 220 000 Mk. nur die im Frühjahr gestrichenen 15 288 000 Mk. zu bewilligen. Die Zahl 2500 Mann stützte sich auf Zahlen, welche Regierungsvertreter im Frühjahr selbst genannt hatten: 1000 Mann im Norden, 1000 Mann im Süden, 500 Mann zur Herstellung der Verbindung zwischen beiden. Im Felde standen noch 300 Hottentotten, die aber bereits seit Oktober in Friedensverhandlungen getreten waren. Am 6. Dezember wünschte der freisinnige Abg. Dr. Wiemer, „daß den Eingeborenen Entgegenkommen gezeigt werde. Es ständen nur noch etwa 300 Hottentotten im Felde, und diesen gegenüber sei es nicht zu verantworten, wenn man mehr als 2500 Mann dort ließe. Wenn die militärische Autorität ins Feld geführt würde, so ständen dieser die Interessen der

*

Steuerzahler gegenüber. Eine Kolonialarmee, zu der eine dauernde Truppe von 5000 Mann in Südwestafrika der Anfang sei, könne das Reich nicht tragen. Er sei der Ansicht, daß eine Polizeitruppe genügen müsse." Die Vertreter der Militärverwaltung legten dar, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, in der bis 31. März 1907 zur Verfügung stehenden Zeit 7500 Mann zurückzubefördern, um auf die Zahl von 2500 Mann herunterzukommen. Die Zentrumsmitglieder der Kommission verschlossen sich diesen Bedenken nicht; sie formulierten noch während der Kommissionsberatung am 7. Dezember 1906 den ersten Antrag um nach dem Muster des 1905 angenommenen Militärquinquinnates, so daß dieser nun über die Heimbeförderung der Truppen lautete: „die in der Weise zu erfolgen hat, daß spätestens bis zum 31. März 1907 neben der Heimsendung weiterer 4000 Mann die Vorbereitungen dazu getroffen sind, die Gesamtstärke der Schutztruppe auf die Zahl von 2500 herabzumindern".

Dernburg erklärte sich vollständig einverstanden mit dem Passus über die Heimsendung weiterer 4000 Mann, wollte sich aber nicht festlegen auf die künftige Zahl von 2500 Mann. Die drei freisinnigen Abgeordneten stellten nun folgenden Abänderungsantrag: „mit der Maßgabe, daß die Heimsendung von weiteren 4000 Mann bis spätestens Ende März 1907 erfolgt und bis dahin die Vorbereitungen zu einer erheblichen weiteren Verminderung der Gesamtstärke der Schutztruppe getroffen werden".

Abg. Dr. Arndt meinte am 11. Dezember in der Kommission: „Der Antrag der freisinnigen Partei wie der modifizierte Antrag des Zentrums enthielten nichts weiter wie eine Resolution."

Sämtliche Anträge wurden abgelehnt und ebenso die Regierungsvorlage, so daß eine völlige Lücke entstand. (Am Morgen des 13. Dezember wurde nach dem von mir gestellten Antrage in der Kommission die Eisenbahnlinie Kubub-Keetmanshoop angenommen; dies Protokoll der Kommissionssitzung, die sich bis zum Beginn der Plenarsitzung hinzog, lautet am Schlusse: „Die Kommission beschließt mündliche Berichterstattung an das Plenum. Die Kommission, beschließt die Feststellung der Fassung für den mündlichen Bericht am nächsten Tage vorzunehmen, und vertagt sich zu diesem Zweck um 12¾ Uhr auf Freitag, den 14. Dezember 1906, eine Stunde vor Beginn des Plenums.")

Da für das Plenum eine Lücke vorhanden war, mußten Anträge gestellt werden. Der Freisinn unterbreitete einen solchen dahingehend, „mit der Maßgabe, daß die Heimsendung von weiteren 4000 Mann im Laufe des Rechnungsjahres erfolgen soll und bis zum Ablauf des Rechnungsjahres die Vorbereitungen zu einer erheblichen weiteren Verminderung der Gesamtstärke der Schutztruppe, entsprechend der fortschreitenden Beruhigung des Schutzgebietes, getroffen werden".

Dieser Antrag war mit der Regierung vereinbart worden. Das Zentrum hielt am Abend des 12. Dezember Fraktionssitzung ab. Seit Dienstag Nachmittag war anderen Zentrumsabgeordneten und mir bekannt geworden, daß der Reichstag aufgelöst werden würde, wenn die Regierungsvorlage oder der Antrag Ablaß keine Annahme finden würde. In der Fraktion ist ganz offen darüber gesprochen worden; es herrschte volle Einmütigkeit, daß man den bisherigen Standpunkt nicht verleugnen könne, daß der Zentrumsantrag alles biete, was sachlich gerechtfertigt sei und daß man den Fehdehandschuh aufnehmen werde. Alle Behauptungen über Differenzen in der Fraktion sind total falsch. Wie

streng sachlich man beriet, zeigt der Umstand, daß man die in der Kommission beantragte Summe von 15 288 000 Mk. nun erhöhte auf 20 288 000 Mk., da aus den Mitteilungen der Regierung bekannt geworden war, daß in den noch ausstehenden vier Monaten des Etatsjahres die Gesamtkosten um 5 Millionen Mk. höher sein würden, als man ursprünglich angenommen hatte. So lautete der von der gesamten Fraktion unterschriebene Antrag, dem Dispositiv hinzuzufügen: „die in der Weise zu erfolgen hat, daß spätestens bis zum 31. März 1907 neben der Heimsendung weiterer 4000 Mann die Vorbereitungen dazu getroffen sind, die Gesamtstärke der Schutztruppe auf die Zahl von 2500 herabzumindern," und statt „29 220 000 Mk." zu setzen: „20 288 000 Mk." Die Verhandlungen im Plenum gingen ungemein rasch; Fürst Bülow sprach sein „Unannehmbar" gegenüber dem Zentrumsantrag und schilderte die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes. Dr. Spahn erklärte hierauf:

„Bis zum 1. April wird nach unserem Antrag kein Mann mehr zurückgezogen, als die Regierung freiwillig zur ückziehen will, wie sie selbst in Aussicht stellt! Wenn Sie dies sich vergegenwärtigen und bedenken, daß dieser Antrag Forderungen stellt, die nur dahin gehen, Vorbereitungsmaßregeln für die Zurückziehung der Truppen nach dem 31. März 1907 zu beschließen, sowie, daß der Antrag keine Zeitbestimmung enthält, bis wann die Truppen zurückgezogen werden sollen (lebhafte Zustimmung), sondern daß er nur erwartet, daß eine loyale Ausführung der Vorbereitungsmaßregeln erfolge, so frage ich: worin liegt für acht, neun Monate von jetzt ab irgendwelche Beschränkung für den Truppenkommandeur in Südwestafrika? Und was bedeuten dort acht, neun Monate für weitere Kämpfe nach der uns hier abgegebenen Erklärung, daß man bald eine Entscheidung zu erwarten habe?"

Den Appell des Redners an die Verantwortung des Reichstages beantwortete Fürst Bülow mit dem Satze: „Wenn Sie wollen, haben Sie die Krisis! (Bravo! rechts.) Parteien können Forderungen annehmen oder ablehnen; denn sie tragen keine Verantwortung. (Oho!) — Sie tragen keine Verantwortung! Die Regierung darf sich nicht vor Wünschen und Interessen einzelner Parteien beugen, wenn ihre höchste Aufgabe, die nationale, in Frage steht."

Der Antrag der Freisinnigen wurde mit 175 gegen 171 Stimmen, die Regierungsvorlage mit 177 gegen 168 Stimmen abgelehnt; ehe es zur Abstimmung über den Zentrumsantrag kam, wurde der Reichstag für aufgelöst erklärt. Zur dritten Lesung ließ man es vollends nicht kommen.

— —

Am 25. Dezember 1906 — 12 Tage hierauf — haben sich die Hottentotten unterworfen.

Schlußbemerkungen.

Staatssekretär Graf Posadowsky hat am 28. Febr. 1907 im Reichstage erklärt, daß „solche Dinge sich psychologisch tiefer entwickeln". „Der Herr Reichskanzler war der Ansicht, daß die Ablehnung jener militärischen Forderung bei der gegenwärtigen politischen Lage allerdings eine solche war, die für unsere Stellung auch nach außen hin höchst bedenklich erschien und deshalb eine große nationale Schwerkraft besaß. Das ist der Grund gewesen, warum der Herr Reichskanzler Seiner Majestät dem Kaiser und dem Bundesrat die Auflösung des Reichstages vorgeschlagen hat."

Mit keinem Worte hat aber der Reichskanzler diesen Grund selbst angegeben — vor der Auflösung; noch weniger hat er privatim einem Zentrumsabgeordneten hiervon Mitteilung gemacht; denn eine durchschlagende Begründung dieser Ansicht hätte zu einer Verständigung geführt. Aber die Dinge lagen tatsächlich „psychologisch tiefer". Fürst Bülow sollte an seiner bisher getätigten Zentrumsfreundlichkeit sterben; um sich im Amte zu erhalten, vollzog er die Schwenkung; so hat es mir ein amtierender Staatsmann versichert. Nicht alle machten sie mit; im preußischen Staatsministerium schon stieß er auf Widerspruch; die Annahme, als sei Graf Posadowsky der einzige gewesen, der opponierte, ist falsch. Ebenso falsch ist aber die Behauptung, daß Graf Posadowsky wiederholt nach der Auflösung Zentrumsabgeordneten gegenüber von der „Torheit" der Auflösung gesprochen hat; er sprach nur einmal mit einem Zentrumsabgeordneten und teilte in diesem Gespräche die Anschauung, die auch der Reichskanzler damals hatte, daß die Sozialdemokraten nicht geschwächt werden würden. Fürst Bülow hoffte auf eine geschwächte Zentrumsfraktion, obwohl er noch am Abende der Reichstagsauflösung dem Zentrum mitteilen ließ, er werde den Wahlkampf nicht gegen das Zentrum führen und den amtlichen Wahlapparat nicht gegen das Zentrum spielen lassen. Als er am 15. Dezember 1906 den Wahlaufruf des Zentrums las, konnte er wissen, wie man hier diese neueste Rückversicherung gegen einen schlechten Wahlausfall aufnahm; denn er fand die Sätze: „Die Entscheidung über die Bewilligung der Ausgaben des Reichs steht dem Reichstag in eigener Verantwortung zu, wie es die Verfassung gewährleistet. Die Aeußerung des Reichskanzlers, die Parteien des Reichstages trügen keine Verantwortung, sie könnten Forderungen annehmen oder ablehnen, bekundet eine Auffassung, die, dem fürstlichen Absolutismus vergangener Jahrhunderte angehörend, von dem Beamten eines modernen, konstitutionellen Staatswesens nicht vertreten werden sollte. Die Auflösung des Reichstages ist nach unserer Ueberzeugung ein Angriff auf dessen Stellung als selbständigen, in eigener Verantwortung handelnden gleichberechtigten Faktors der Gesetzgebung. Nicht die Kommandogewalt des Kaisers, sondern das Budgetrecht des Reichstages bildet den Gegenstand des Streites. Jeder von uns hat die Pflicht, für die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung einzustehen; seien wir des am Tage der Wahl eingedenk." Das war die Antwort des Zentrums! Jede Spur von Vertrauen war verschwunden; hatte doch der Reichskanzler noch am 11. Dezember 1906 dem Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem auf die Frage über die Zuverlässigkeit der Gerüchte von der Reichstagsauflösung geantwortet: er denke nicht daran! Kundige versichern mir, daß er in jenem Augenblicke bereits die Zustimmung des Bundesrates zur Auflösung besaß und ebenso die Zustimmung des Kaisers, wenn auch das Bückeburger Dekret erst das Datum des 13. Dezember 1906 trug. Fürst Bülow hatte an diesem Tage dem Redner des Zentrums den Rücken gekehrt, dessen Rede gar nicht beachtet, sich mit seiner Umgebung unterhalten; er ließ auch keine dritte Lesung zu, wie es früher stets üblich war, nicht nur bei „Lappalien", wie der Abg. Gröber diese Frage bezeichnete; er mußte auflösen, um sich selbst im Amte zu halten. Der ganze Wahlkampf drehte sich im Kern um die Erhaltung der Existenz des ersten Reichsbeamten. Um dieses Ziel zu erreichen, hat man vor keinem Mittel gescheut. Das Zentrum zieht freilich nur Gewinn aus diesem Vorkommnis; der „Hafer der Opposition" bekommt ihm gut, wie alle Wahlen seither beweisen. Die Partei konsolidiert sich; wenn Treibholz abgeht, ist es kein

Schaden. Das gesunde und berechtigte Mißtrauen gegen die Regierung schützt jetzt die Partei auf ein Menschenalter hinaus vor knochenerweichendem Gouvernementalismus; hätte die Periode 1900—1906 noch ein Jahrzehnt gedauert, dann wäre der Mauerfraß dem Zentrumsturm verderblich geworden; wir hätten den „Schwamm" im Hause gehabt; heute ist die Gefahr total beseitigt, und wie konnte das Zentrum hoffnungsvoller in die Zukunft blicken wie jetzt — vor der Reichsfinanzreform und drei Jahre vor den Wahlen, welche Zeit wohl der Block aushält.

General Kuropatkins Memoiren

Kuropatkin verlangt seinen Abschied

(Fortsetzung)

Die Einrichtung des Vizekönigtums im fernen Osten kam mir völlig überraschend. Am 2. August (15. August n. S.) erbat ich vom Kaiser die Enthebung von meinem Amt als Kriegsminister, und nach den großen Manövern wurde mir ein unbeschränkter Urlaub bewilligt, den ich mit der Erwartung antrat, meinen Platz durch die Ernennung einer anderen Person bald wieder besetzt zu sehen. Im September 1903 begann die Lage im fernen Osten kritisch zu werden, und Admiral Alexeieff erhielt bestimmten Befehl, alle Mittel anzuwenden, um einen Krieg zu vermeiden. Der Kaiser gab in dieser Hinsicht seinen festen Willen kund und beschränkte in keiner Weise die Zugeständnisse, die gemacht werden sollten, um einen Krieg mit Japan abzuwenden. Alles, was geschehen mußte, war, solche Konzessionen zu finden, die die russischen Interessen möglichst wenig schädigten. Während meines Aufenthaltes in Japan hatte ich die Genugtuung, zu hören, daß die japanische Regierung geneigt sei, die japanischen und koreanischen Angelegenheiten in Ruhe zu erwägen und ein Uebereinkommen auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse zu erzielen.

Mit Rücksicht auf die beunruhigende Lage im fernen Osten unterbrach ich meinen Urlaub. Ich stellte mich dem Kaiser wieder zur Verfügung, und gab als Grund für meine Rückkehr eben diese drohende Lage im fernen Osten an. Am 10. Oktober 1903 (23. Okt. n. S.) machte der Kaiser folgende Randbemerkung auf meinen Brief: „Die Erregung im fernen Osten scheint im Abnehmen begriffen zu sein." Im Oktober empfahl ich eine Verstärkung der Besatzung von Wladiwostok, die Genehmigung wurde aber nicht erteilt. Inzwischen war die Ruhe im fernen Osten in Wirklichkeit nicht wieder eingetreten, und unsere Beziehungen lockerten sich von Tag zu Tag. Am 15. Oktober 1903 (28. Okt. n. S.) unterbreitete ich dem Kaiser einen besonderen Bericht über die mandschurische Frage. Hierin setzte ich auseinander, daß wir, um Verwickelungen mit China und einen Bruch mit Japan zu vermeiden, unserer militärischen Besetzung der Südmandschurei ein Ende machen und unsere Tätigkeit und administrative Aufsichtsführung auf den nördlichen Teil dieses Landes beschränken müßten. Mein Bericht lautete zum Teil wie folgt:

„Die große Ratsamkeit der Räumung"

„Wenn wir die Grenzen Koreas unberührt lassen und zwischen diese Grenze und die Eisenbahn keine Garnisonen legen, werden wir die Japaner wirklich davon überzeugen, daß wir nicht die Absicht haben, zuerst die Mandschurei und dann Korea in Besitz zu nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie sich dann auf eine friedliche Förderung ihrer Interessen auf der Halbinsel beschränken und sie weder von ihren Truppen besetzen lassen, noch auch ihre Armee zu Hause wesentlich verstärken. Dies macht wiederum für uns die Verstärkung unserer Truppen im fernen Osten überflüssig und vor allem die Unterhaltung eines bewaffneten Friedens. Einen Krieg gäbe es dann nicht. Wenn wir hingegen die Süd-

mandschurei annektieren, erhalten alle die Fragen, die sich jetzt störend zwischen zwei Nationen drängen und einen bewaffneten Konflikt heraufzubeschwören drohen, ein viel bedenklicheres Aussehen: Unsere jetzige zeitweilige Besetzung gewisser Punkte zwischen der Eisenbahn und Korea wird in Permanenz erklärt; unsere Aufmerksamkeit wird immer mehr auf die koreanische Grenze gerichtet, und unser ganzes Verhalten wird dem Argwohn der Japaner neue Nahrung geben: Rußland beabsichtige, sich in den Besitz der Halbinsel zu setzen.

Daß die Besetzung der Südmandschurei unsererseits dazu führen wird, daß die Japaner Südkorea besetzen, darüber kann kein Zweifel herrschen. Alles Weitere ist ungewiß, eins aber ist sicher, daß, wenn die Japaner erst diesen Schritt unternehmen, sie gezwungen sein werden, schnellstens ihre militärischen Kräfte zu verstärken, was wir entsprechend dahin erwidern würden, daß wir unsere Streitkräfte im fernen Osten vermehren. Und so werden zwei Nationen, deren Interessen so verschieden sind, daß sie von vornherein dazu bestimmt zu sein scheinen, in Frieden miteinander zu leben, einen Kampf beginnen, in dem die eine immer die andere in militärischer Machtentfaltung zu übertreffen versucht. Wir Russen tun das auf Kosten unserer Gefechtsbereitschaft im Westen, auf Kosten der Interessen unserer eingeborenen Bevölkerung, nur um einiger Teile Koreas willen, die, soweit sie Rußland betreffen, keine ernstliche Bedeutung haben. Wenn nun noch andere Mächte an dem Wettstreit teilnehmen, kann sich dieser Kampf um die militärische Ueberlegenheit in einem kurzen Augenblick in einen tödlichen Konflikt verwandeln, der nicht nur für lange Zeit die friedliche Erschließung unserer Besitzungen im fernen Osten verzögern, sondern auch das Wachstum und das Gedeihen des ganzen Reiches erschüttern kann."

Japan — ein gefährlicher und kriegserfahrener Feind

Selbst wenn wir Japan auf dem Festlande (in Korea und der Mandschurei) schlagen würden, könnten wir es dennoch nicht vernichten oder auch nur entscheidende Resultate erzielen, ohne den Kriegsschauplatz nach Japan selbst zu verlegen. Das würde natürlich nicht unmöglich sein, aber in ein Land eindringen, in dem es eine kriegslustige Bevölkerung von 60 Millionen Menschen gibt, und wo selbst die Frauen am Kampfe teilnehmen, wenn es sich um die Verteidigung des Vaterlandes handelt — ist ein gefährliches Unterfangen selbst für ein so mächtiges Land wie Rußland. Und wenn wir Japan nicht gänzlich vernichten, und wir ihm nicht das Recht und die Macht nehmen, eine Flotte zu unterhalten, wird es eben warten, bis wir im Westen in einen Krieg verwickelt sind, und dann die günstige Gelegenheit benutzen, uns entweder allein oder im Bündnis mit unseren westlichen Feinden anzugreifen.

Es darf nicht vergessen werden, daß Japan nicht nur schnellstens in Korea oder in der Mandschurei ein wohl organisiertes und geübtes Heer von 150—180 000 Mann aufstellen, sondern das sogar bewerkstelligen kann, ohne daß es seiner Bevölkerung besonders schwer fällt. Nehmen wir einmal das deutsche Verhältnis der regulären Truppen zur Bevölkerung, nämlich ein Prozent, so werden wir sehen, daß Japan mit seinen 47 Millionen Einwohnern in Friedenszeiten ein Heer von 400 000 Mann und in Kriegszeiten ein solches von einer Million Mann aufzustellen vermag. Und dann müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß, selbst wenn wir diese Schätzung auf zwei Drittel zurückschrauben, Japan in der Lage sein wird, uns in Korea entgegenzutreten und mit einer regulären Armee von 300—350 000 Mann in die Mandschurei vorzurücken. Wenn wir uns zur Aufgabe machen, die Mandschurei zu annektieren, werden wir unsere militärischen Kräfte derart ausdehnen müssen, daß wir imstande sind, allein mit unseren Streitkräften im fernen Osten dem Angriff der Japaner in dem annektierten Gebiete die Spitze bieten zu können.

*

Aus obigen Angaben kann man sich ein Bild machen, wie ernst das Kriegsdepartement eine Gegnerschaft Japans nahm, und daß ihm der Gedanke an mögliche Verwicklungen mit dieser Macht Koreas wegen gewaltiges Unbehagen verursachte. Zur Zeit, als dieser

Bericht vorgelegt wurde und auch später im November machten die Verhandlungen, die Admiral Alexeieff mit Japan in die Wege geleitet hatte, nicht nur keine Fortschritte, sondern die Lage wurde immer bedenklicher. Admiral Alexeieffs wenig nachgiebige Haltung machte die Sache nur noch schlimmer.

Des klar ausgesprochenen Willens des Kaisers eingedenk und von Alexeieffs Verhandlungen keinen günstigen Erfolg erwartend, unterbreitete ich Sr. Majestät am 26. November 1903 (9. Dez. n. S.) einen zweiten Bericht über die mandschurische Frage und machte den Vorschlag, Port Arthur und die Provinz Kwangtung China zu überlassen und uns dafür gewisse Rechte im nördlichen Teil der Mandschurei zu sichern. Im wesentlichen bestand dieser Vorschlag darin, unseren Versuch, uns einen Zugang zum Stillen Ozean zu schaffen, seiner Unzeitigkeit wegen gänzlich aufzugeben. Dies mochte als schmerzliches Opfer erscheinen, aber ich bewies dessen Notwendigkeit und erbrachte zwei wichtige Gründe dafür. Erstens würden wir durch Abtretung Port Arthurs, welches von den Japanern weggenommen war, und durch Aufgabe der Südmandschurei einschließlich des Yalu-Unternehmens der Gefahr eines Bruches mit Japan und China vorbeugen. Zweitens gingen wir der Möglichkeit innerer Unruhen im europäischen Rußland aus dem Wege. Ein Krieg mit Japan würde äußerst unpopulär sein und das Gefühl der Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung nur noch verstärken. Mein Bericht lautete teilweise wie folgt:

Die Geringfügigkeit russischer Interessen im Osten

Die wirtschaftlichen Interessen Rußlands im fernen Osten sind äußerst unbedeutend. Wir haben bis jetzt keine Ueberproduktion in Fabrikaten, weil eben unsere einheimischen Märkte noch nicht überfüllt sind. Unsere Fabriken und Gießereien mögen wohl einige Erzeugnisse zum Export bringen, aber es gehört ein gut Teil Ermutigung dazu. Dieser Export hört auf, oder wenigstens annähernd, wenn die Ermutigung fehlt. Rußland war indessen noch nicht bei der traurigen Notwendigkeit angelangt, sich in das Wagnis eines Krieges stürzen zu müssen, um seinen Erzeugnissen Absatzgebiete zu verschaffen. Bezüglich unserer anderen Interessen im fernen Osten ist der Erfolg oder Mißerfolg einiger weniger Kohlen- oder Holzunternehmer in der Mandschurei und in Korea denn doch nicht Veranlassung genug, Rußland das Risiko eines Krieges auf sich laden zu lassen.

Die Eisenbahnlinien, die wir durch die Mandschurei geführt haben, ändern die Situation nicht, und die Hoffnung, daß diese Bahnen einst Weltbedeutung erlangen werden als Straßen des internationalen Handels, hat für die nächste Zukunft wenig Aussicht auf Erfüllung. Die Reisenden, die Posten, Tee und möglicherweise auch einige andere Waren werden sich ihrer bedienen, aber die große Masse der schweren internationalen Frachten, welche einzig und allein einer Bahn Weltbedeutung geben können, werden weiterhin den Seeweg benutzen, einfach deshalb, weil sie die Eisenbahnunkosten nicht vertragen können. Dies ist aber bei örtlichen Frachten zur Deckung örtlichen Bedarfs nicht der Fall. Wenn wir nun nicht besondere Maßnahmen treffen, speziell lokale Frachten nach Dalny zu dirigieren, wird dieser Hafen wahrscheinlich unter der Mitbewerbung von Yinkow (Niutschuang) leiden. Port Arthur hat für Rußland als Verteidigungspunkt und Endstation der Bahn so lange keinen Wert, als bis sie ein Teil einer internationalen Durchgangslinie ist. Die südliche Linie der ostchinesischen Bahn hat nur, oder hauptsächlich, lokale Bedeutung, und vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, hat Rußland keinerlei Veranlassung, diese Bahn mit so kostspieligen Mitteln zu beschützen, wie die Befestigung von Port Arthur, eine Flotte von Kriegsschiffen und eine Garnison von 30 000 Soldaten es sind. So erscheint ein derart aggressives Verhalten in Kwangtung wirtschaftlich weniger bestimmt, als vielmehr durch politische und militärische Erwägungen. Welcher Art sind denn unsere Bestrebungen, die einen Krieg mit Japan und Rußland im Gefolge haben können? Rechtfertigen sie auch die Opfer, die ein Krieg fordert? Das russische Volk ist mächtig, und sein Glaube an die göttliche Vorsehung ebenso wie seine Anhänglichkeit an den Zar unerschütterlich. Darum vertrauen wir darauf, daß Rußland, wenn es zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

das Wagnis eines Krieges auf sich nimmt, siegreich und ruhmbedeckt aus ihm hervorgehen wird. Es wird aber schreckliche Opfer bringen müssen — Opfer, die die Macht des Reiches lange Zeit lahm legen werden.

In den Kriegen, die wir in den ersten Jahren des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts führten, drang der Feind in unser Land ein, und wir kämpften um Rußlands Existenz und starben für Treue, Zar und Vaterland. Wenn in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts der Krieg ausbricht als Resultat widerlegter Streitfragen über den fernen Osten, wird das russische Volk und Heer den Willen seines Herrschers mit der gleichen Ergebenheit und Opferfreudigkeit ausführen wie bisher und wird Leben und Eigentum hingeben, um einen vollständigen Sieg zu erkämpfen; keiner aber wird eine richtige Vorstellung von den Zwecken haben, deretwegen der Krieg geführt wird. Aus diesem Grunde wird keine solche Begeisterung herrschen wie in den Schlachten, die wir zum Zwecke der Selbstverteidigung oder für Dinge schlugen, die dem Herzen des Volkes teuer waren.

Die revolutionäre Propaganda

Wir leben jetzt in einem kritischen Zeitabschnitt. Innere Feinde arbeiten an der Zerstörung der teuersten und geheiligtsten Grundlagen unseres Lebens und dringen sogar ein in die Reihen unseres Heeres. Breite Schichten der Bevölkerung sind unzufrieden geworden oder geistig unbeständig, und Unruhen verschiedener Art — meist durch revolutionäre Propaganda erzeugt — häufen sich. Fälle, in denen Truppen mit solchen Unruhen zu tun hatten, sind jetzt viel häufiger. Wir wollen aber hoffen, daß dieses Uebel noch nicht tiefe Wurzeln im russischen Volke geschlagen hat, und daß es durch strenge und verständige Maßnahmen beseitigt werden kann. Wenn Rußland von außen angegriffen würde, dann dürfte das Volk in patriotischer Begeisterung zweifellos die falschen Lehren der revolutionären Propaganda verwerfen und sich bereit zeigen, dem Rufe seines verehrten Herrschers zu folgen und Zar und Vaterland zu verteidigen, wie es der Fall in den ersten Jahren des achtzehnten und besonders des neunzehnten Jahrhunderts war. Wenn dagegen dem Volke große Opfer auferlegt werden eines Krieges wegen, dessen Zwecke es nicht klar erfaßt hat, dann werden die Führer der regierungsfeindlichen Partei die günstige Gelegenheit benutzen, den Aufstand zu schüren. Das ist ein neuer Faktor, der mit in Betrachtung gezogen werden muß, wenn wir uns zum Kriege im fernen Osten entscheiden.

Die Opfer und Gefahren, die wir schon voraus empfinden als eine Folge der Situation, in der wir uns im fernen Osten befanden, sollten uns warnen, wenn wir davon träumen, uns einen Zugang zu den Gewässern des Indischen Ozeans bei Chabar zu schaffen. Es ist schon einleuchtend, daß die Engländer sich darauf vorbereiten, mit uns dort unten zusammenzutreffen. Der Bau einer Eisenbahn durch ganz Persien und die Gründung eines Hafens zu Chabar, mit Befestigungen, einer Flotte usw. ist einfach eine Wiederholung unseres Versuchs mit der ostchinesischen Eisenbahn und Port Arthur. An Stelle Port Arthurs werden wir Chabar haben, und statt eines Krieges mit Japan werden wir einen noch viel unnötigeren und schrecklicheren mit Großbritannien führen müssen.

Es entsteht nun die Frage: „Wäre es nicht besser, der jetzigen Gefahr bei Port Arthur und der zukünftigen in Persien auszuweichen? Sollten wir nicht besser Kwangtung, Port Arthur und Dalny China überlassen, die südliche Linie der ostchinesischen Eisenbahn aufgeben und dafür von China gewisse Rechte in der Nordmandschurei zu erlangen suchen und eine Summe, sagen wir von 250 Millionen Rubeln, als Ersatz unserer Auslagen für die Eisenbahn und Port Arthur?“

Weiter erwog ich in meinem Bericht sorgfältig alle Vor- und Nachteile einer solchen Entscheidung und hob folgende Hauptvorteile hervor: „Erstens entgehen wir der Notwendigkeit, Japan Koreas wegen zu bekämpfen und China Mukdens wegen. Zweitens werden wir in der Lage sein, mit Japan wie mit China wieder freundliche Beziehungen herzustellen. Drittens erhalten wir nicht allein Rußland, sondern der ganzen Welt den Frieden.“

Rußlands verhängnisvolle Unbereitschaft

Abschriften dieses Berichtes wurden an den Minister des Aeußeren, den Finanzminister und an Admiral Alexeieff gesandt. Unglückseligerweise fanden meine Ansichten keinen Beifall, und inzwischen zogen sich die Verhandlungen mit Japan in die Länge und wurden immer verwickelter. Der zukünftige Geschichtsschreiber, dem alle Dokumente zugänglich sein werden, wird nach ihrem Studium imstande sein, zu entscheiden, warum der Wille des russischen Herrschers, einen Krieg mit Japan zu vermeiden, von seinen ersten Mitarbeitern nicht ausgeführt wurde.

Zurzeit kann unbedingt nur das gesagt werden, daß zwar der Kaiser und das Volk den Krieg nicht wünschten, wir ihm aber nicht mehr ausweichen konnten. Der Grund für das Fehlschlagen unserer Unterhandlungen ist ersichtlich darin zu suchen, daß wir von der Kriegsbereitschaft Japans keine Ahnung hatten und ebensowenig von seinem Entschluß, seinen Bestrebungen mit den Waffen in der Hand Geltung zu verschaffen. Wir selbst waren nicht gefechtsbereit, zumal wir überzeugt waren, daß es nicht zum Kampfe kommen würde. Wir stellten Forderungen, hatten aber nicht die Absicht, sie mit den Waffen durchzudrücken, und es mag hinzugefügt werden, einen Krieg waren sie nicht wert. Ueberdies waren wir immer der Meinung, die Entscheidung über Krieg oder Frieden läge bei uns, und übersahen dabei ganz, daß Japans Entschluß unabänderlich war, seine Forderungen von so weittragender Bedeutung mit Gewalt durchzusetzen, und es sich dabei auf unsere sehr mangelhafte Bereitschaft zum Kriege verließ. So wurden die Verhandlungen von den beteiligten Parteien unter ungleichen Bedingungen geführt.

Dazu kommt, daß Admiral Alexeieff unsere Lage durch die Form, die er seinen Verhandlungen gab, immer mehr verschlimmerte. Japan erhielt Bescheide, die seinen Stolz verletzen mußten, und der ganze Verkehr gestaltete sich infolge der Unbeholfenheit des Admirals in diplomatischen Angelegenheiten und der geringen Unterstützung, die er an zuständiger Stelle fand, immer schwieriger. Er ging von der irrigen Meinung aus, daß man sich bei solchen Verhandlungen unbeugsam und hartnäckig zeigen müsse. Er glaubte, daß einem einmal gemachten Zugeständnis unausbleiblich andere folgen müßten, und daß eine nachgiebige Politik schließlich eher einen Bruch mit Japan zustande bringen würde als eine Politik der Festigkeit. Am 25. Januar 1904 (6. Februar n. S.) wurden die diplomatischen Beziehungen von seiten Japans abgebrochen, und wenige Tage später begann der Krieg.

Kuropatkins Stellungnahme

Meine Ansichten über die relative Bedeutung der Aufgaben, die dem russischen Kriegsdepartement gestellt waren, stempelten mich zu einem überzeugten Gegner einer aggressiven asiatischen Politik.

1. Ich erkannte, daß wir an der Westgrenze absolut unvorbereitet waren, und zog in Rechnung, daß wir unsere Hilfsquellen notwendig einer inneren Neugestaltung widmen mußten. Einen Bruch mit Japan hielt ich für ein nationales Unglück und tat mein möglichstes, um ihn zu verhindern. Infolge meiner langjährigen Dienstzeit in Asien trat ich für ein Bündnis mit Großbritannien ein und war überzeugt, daß sich auf diese Weise im fernen Osten eine friedliche Einigung bezüglich der Interessen Rußlands wie Japans herbeiführen ließe.

2. Ich betrachtete den Bau der Hauptlinie der transsibirischen Bahn durch die Mandschurei als einen Mißgriff. Ich hatte keinen Anteil an dem Entschluß, diese Linie zu bauen (ich war damals Kommandeur des transkaspischen Gebiets), er stand aber auch nicht im Einklang mit dem Urteil des Generals Dukhovski, dem Vertreter des Kriegsdepartements im fernen Osten.

3. Die Besetzung Port Arthurs fand statt, bevor ich Kriegsminister wurde, und ich hatte nichts damit zu tun. Ich halte sie für den entscheidend verhängnisvollen Mißgriff. Dadurch, daß wir uns auf diese Weise vorzeitig einen unbequemen Zugang zum Stillen Ozean schafften, trübten wir unser gutes Einvernehmen mit China und wurden zu Feinden Japans.

4. Stets war ich ein Gegner des Holzunternehmens am Yalu, weil ich voraussah, daß es einen Bruch mit Japan im Gefolge haben konnte. Darum traf ich alle nur denkbaren Maßnahmen, es ausschließlich zu einem Handelsunternehmen zu machen, oder es ganz zu unterdrücken.

5. Soweit es die mandschurische Frage angeht, machte ich einen scharfen Unterschied zwischen der Bedeutung der nördlichen Mandschurei für uns im Verhältnis zur südlichen. Zunächst stimmte ich für die schleunigste Zurückziehung unserer Truppen aus beiden Teilen; dann aber erkannte ich, nach dem Boxeraufstand im Jahre 1900, die Notwendigkeit, an der Bahn bei Charbin drei oder vier Infanterie-Bataillone mit einer Batterie zu belassen, und als Reserve für die Bahnwache hundert Kosaken.

6. Als unsere Stellung im fernen Osten schwierig wurde, und die Gefahr eines Bruches mit Japan nahe bevorstand, trat ich für entscheidende Maßnahmen ein und schlug vor, die Unzeitigkeit unseres Versuches, einen Zugang zum Stillen Ozean zu erlangen, zuzugeben, Port Arthur und Kwangtung an China zurückzugeben und die südliche Linie der chinesischen Eisenbahn zu verkaufen. Als General-Adjutant Daniloff aus Japan zurückkehrte, erzählte er mir, daß, gelegentlich des ihm zu Ehren gegebenen Abschiedsmahles, General Terauchi, der japanische Kriegsminister, sagte, General Kuropatkin und er hätten alles getan, was in ihrer Macht stand, einen Krieg abzuwenden. Und gerade jetzt frage ich mich zuweilen voller Zweifel: „Tat ich wirklich alles, was im Bereich der Möglichkeit lag, ihm vorzubeugen?“ Der feste Wille des Kaisers, einem Krieg mit Japan aus dem Wege zu gehen, war mir wie auch seinen anderen Beiräten wohlbekannt, und gerade wir, die wir ihm am nächsten standen, waren nicht in der Lage, seinen Willen auszuführen.

Die königliche Holzgesellschaft

[Anmerkung des Herausgebers]

Die Hauptfragen, Berichte und amtlichen Vorgänge, die General Kuropatkins Erzählung berührt, sind folgende: Wer war Staatsrat Bezobrazoff? Wie kam er zu dem außergewöhnlichen Einfluß, den er ersichtlich im fernen Osten ausübte? Warum fürchteten sich alle, der Kriegsminister einbegriffen, vor ihm? Warum entsprach sogar der Vizekönig seinem Verlangen nach Truppen, und warum ließ man zu, daß seine koreanische Holzgesellschaft Rußland zu einem Krieg mit Japan drängte, trotz des wenigstens scheinbaren Widerstandes des Zaren, des Vizekönigs, des Kriegsministers, des Finanzministers, des Ministers des Aeußeren? Trotz des Port Arthur-Beschlusses und der diplomatischen Vertreter Rußlands in Peking, Tokio und Söul?

In General Kuropatkins Erzählung von den Ereignissen, die dem Bruch mit Japan vorausgingen, ist keine Antwort auf diese Fragen zu finden. Gewisse vertrauliche Dokumente, die man in den Archiven Port Arthurs fand und gleich nach der Beendigung des Krieges in der russischen liberalen Zeitschrift „Osvobozhdenie“ zu Stuttgart veröffentlichte, liefern überzeugende Antworten.*) Ob General Kuropatkin von der Existenz dieser Dokumente gewußt hat oder nicht, kann ich nicht sagen; da sie aber ein helles Licht auf seine Erzählung werfen, will ich die Dokumente hier anführen und in Verbindung mit ihnen kurz die Geschichte des Holzunternehmens am Yalu berichten, wie man sie in St. Petersburg erzählt.

Im Jahre 1898 erhielt ein Kaufmann namens Briner zu äußerst günstigen Bedingungen von der koreanischen Regierung die Konzession zur Gründung einer Holzgesellschaft mit der Befugnis, den großen Waldreichtum am oberen Yalufluß**) auszubeuten.

*) „Osvobozhdenie“ Nr. 75, Stuttgart, 19. August n. S. 1905. Ueber die Echtheit dieser Briefe und Telegramme hat wohl niemals, denke ich, ein Zweifel bestanden, und sollte doch irgendeiner auftauchen, würde er durch einen Vergleich mit Kuropatkins Geschichte widerlegt.

**) Asakawa, der diese Angelegenheit sorgfältig untersucht zu haben scheint, sagt, daß der Originalkontrakt für diese Konzession auf den 26. August 1896 zurückdatiere, als der koreanische König als Flüchtling in der russischen Gesandtschaft zu Söul lebte. — „Der Russisch-Japanische Konflikt“ von K. Asakawa, London 1905, S. 289.

Da Briner als Unternehmer nur geringe Mittel und noch weniger Einfluß hatte, war es ihm unmöglich, seine Gesellschaft zu bilden. Er verkaufte daher seine Konzession im Jahre 1902 an Alexander Mikhailovich Bezobrazoff, einem anderen russischen Unternehmer und Spekulanten, der in der Zivilverwaltung des Zaren den Rang eines Staatsrats erhalten hatte und bei einigen Großfürsten in St. Petersburg in hoher Gunst stand.

Bezobrazoff, der ein ebenso gewandter und überzeugender Erzähler gewesen zu sein scheint, als ein Mann von guter Erscheinung und feinem Benehmen, hatte bald das Interesse seiner großfürstlichen Freunde an dem fabelhaften Reichtum des fernen Ostens im allgemeinen und an dem außerordentlich hohen Wert der koreanischen Holzkonzession im besonderen wachgerufen. Sie beteiligten sich alle an seinem Unternehmen, und einer von ihnen stellte ihn dem Zaren vor, um dem Unternehmen größtmögliche Unterstützung zu sichern. Bezobrazoff machte auf Nikolaus II. einen äußerst günstigen Eindruck und gewann im Verlauf weniger Monate einen Einfluß auf ihn, der nachher durch nichts mehr zu erschüttern schien. Es ist sicher, daß der Zar finanziell an Bezobrazoffs Holzgesellschaft beteiligt war. In St. Petersburg wurde allgemein angenommen, daß der Kaiser und die Kaiserin-Witwe zusammen mehrere Millionen Rubel in das Unternehmen hineingesteckt hatten. Diese Gerüchte mögen nun wahr sein oder nicht, jedenfalls beweist das angeführte Telegramm (Nr. 5), das von Admiral Abaza vom Gefolge des Zaren im November 1903 an Bezobrazoff gesandt wurde, daß der Zar mit mindestens zwei Millionen Rubeln an dem Yalu-Unternehmen beteiligt war. Bezobrazoffs Gesellschaft schien wirklich aus dem Zaren, den Großfürsten, verschiedenen Günstlingen des Hofes, dem Vizekönig Alexeieff (wahrscheinlich wenigstens) und möglicherweise auch der Kaiserin-Witwe zu bestehen. Bezobrazoff hatte ihnen goldene Berge versprochen, Macht und Ruhm im fernen Osten für sie und das Vaterland in Aussicht gestellt. Dies war der bekannte Einfluß Bezobrazoffs auf den Zaren, woraus wiederum die allgemeine Furcht vor Bezobrazoff im fernen Osten entstand. Dieser Einfluß machte es ihm möglich, sogar Offiziere des russischen Generalstabes für die Holzgesellschaft anzuwerben. Dieser Einfluß veranlaßte Alexeieff, seinem Verlangen, Fengwangtscheng und Shakhedze mit Truppen zu belegen, zu entsprechen, veranlaßte schließlich den Wechsel der russischen Politik im fernen Osten und hielt die Zurückziehung der russischen Truppen aus der Mandschurei auf.

(Deutsch von Wilhelm Fricke) (Fortsetzung folgt)

Das Geheimnis der Frauen / Von Herbert Eulenberg

Die trafen sich beide immer in einem alten Gasthause, das dicht am Flusse lag und seine zweihundert Jahre mit wichtiger Würde auf seinem krummen grauen Schieferdachrücken trug. Durch das offene Fenster des niedrigen Zimmers im zweiten Stock, das sie stets nahmen, konnten sie das Leben auf dem Wasser, das Fahren und Landen der Schiffe, das Plätschern der Wellen am Ufer, das Singen der Matrosen, das Läuten der Schiffsglocken, das Zischen der Dampfpfeifen oder das Bellen eines Hundes auf einem Kahn, seltsam gedämpft und entstellt, oben in ihrem Zimmer widerhören. Und wenn sie in den Spiegel an der Wand blickten, so sahen sie all das, woher jene Laute kamen, den ganzen großen Fluß mit seinem bunten Treiben wie eine kleine Welt auf dem dunklen Glase zusammenschwimmen und mit der Sonne alle Minuten die Farbe wechseln. Seit zwei Jahren trafen sich die beiden Menschen einmal im Monat in diesem winzigen grüntapezierten Gasthofzimmer, das inzwischen an keine andere Menschenseele vermietet werden durfte. Sie hatte das gleich nach dem ersten Male, da sie dort beisammen gewesen waren, von ihm als einzige Bedingung dafür erbeten, daß sie wiederkehren wollte. Und er hatte verlegen lächelnd mit dem Wirt den Pakt

daraufhin abgeschlossen und ihr zu guter Letzt noch fest versprochen, niemals ohne sie das Zimmer zu betreten. So warteten diese grünen vier Wände tagaus nachtein auf die kurzen Stunden im Monat, da die Türe zu ihnen aufgeschlossen ward und sie aus ihrem steinernen Schlaf wach wurden, wenn zwei Menschen zwischen ihnen unter Küssen und Lachen aufblühten und sich genossen.

Die beiden blieben nie länger als einen Abend und eine Nacht dort oben zusammen. Am andern Morgen gleich, wenn sie sich angekleidet und schnell gefrühstückt hatten, nahmen sie in einem Kusse voneinander Abschied, blickten noch einmal zusammen in den Spiegel an der Wand, warfen die Blumen vom Abend vorher ins Wasser hinab, schlossen die Türe zu und trennten sich draußen auf der Straße wie zwei Fremde nach einer flüchtigen gemeinsamen Fahrt. Sie trafen sich nirgendwo anders als in dem grünen Stübchen oben in dem alten Gasthaus am Flusse. Einmal nur war sie auf seine Bitte an einem Frühlingsmorgen mit ihm auf dem Dampfer den Fluß hinaufgefahren, aber wie sie dies im grellen weißen Morgenlicht sah, die Schiffe, das glitzernde Wasser, die Bäume am Ufer, alles im klaren eng zusammengerückt, und wie sie Menschen ringsum schwatzen hörte und mit neugierigen Augen alles abtasten sah, da wurde sie ängstlich und bat ihn ganz leise, wieder zurückzufahren. Es schien für sie nur möglich, mit ihm zusammen zu sein, wenn Nebel oder Schatten oder Nacht zwischen ihnen war. Und morgens gleich nach dem Aufstehen trug sie stets einen schwarzen Schleier, der nur den Mund frei ließ, weil sie nicht mochte, daß er sie mit Tagesaugen im Hellen sah. So kam sie auch im Sommer immer erst, wenn die rote Sonne hinter den Häusern brannte, und die Kinder auf den Straßen in den langen warmen Schatten Versteckes spielten, und sie litt zitternd unter den halben Nächten, wenn in der Frühe um vier schon das heiße Licht durch die Ladenritzen blitzte.

Beide Menschen — und dies war das Außergewöhnliche in ihrem Verhältnis zu einander — kannten von sich weder Namen noch Herkunft noch Wohnung. Er hatte sie auf einer kleineren Reise durch irgendeinen Zufall kennen gelernt, und noch ehe sie miteinander bekannt geworden, hatten sie sich ineinander verliebt und waren in jene Gegend der Seelen geraten, die über der Erde schwebt, und in der man nicht nach dem dort unten forscht. Wie zwei wilde Vögel waren jene beiden Menschen zusammengeflogen und fanden sich seitdem von Zeit zu Zeit um sich zu küssen und sich zu lieben wieder zusammen, trennten sich und flogen wieder für ein paar Stunden, die sie „ihre Ewigkeiten“ nannten, ineinander. Zwei Jahre schon trieben sie dies Spiel, ohne daß sie mehr voneinander wußten, als daß sie Menschen waren, die zu einer bestimmten Zeit auf dieser Erde lebten, und daß außer ihnen nur noch anderes Schöne da war, wie Liebe und Kunst oder Freundschaft oder Blumen. Es war, als wenn sie in der grünen Stube oben über dem Fluß wie auf einer Insel einsam zusammen lebten, und die Wellen der Welt und der Zeit durch das niedrige Fenster kaum wie in eine kleine Muschel in sie hineinkamen. Sie gaben nur den Ton ihrer Zeit wieder, wie die Muscheln das Meeresrauschen, aber alles, was sonst Menschen begrenzt, bestimmt und definiert, blieb ihnen fremd. Sie wußten nichts von ihrer Sippe noch von ihrem Stand, ahnten nicht, was die Hände, mit denen sie sich streichelten und preßten, sonst an Arbeit taten, und kannten nicht, wenn sie sich küßten, die Schauder der Gewöhnlichkeit, in

die uns der Alltag zwingt. Nichts Hergebrachtes war zwischen ihnen, als was sie von Geburt, vom Aufsteigen aus dem dunklen Nichts mitgebracht hatten. Nur ihre Eigenheiten waren ihnen bekannt, und dies, was andere Menschen heimlich halten oder verhüllen, die einen aus Abneigung, die anderen aus Gewohnheit, das tauschten sie, sobald sie zusammen waren. Von diesem Reiz waren alle ihre Zusammenkünfte erfüllt, so daß kein Staub auf ihren gemeinsamen Stunden lag.

Er war der erste, der diesen Zauber nicht ertragen konnte, dem die Flügelfedern abfielen, und der nach Wurzeln im Irdischen suchte. Er hätte vor keinem Richter der Welt sagen können, was ihn dazu trieb, nach ihrem Ursprung zu forschen. „Vielleicht", hätte er entgegnen können, „tat ich es aus unterdrücktem Mannesstolz, weil ich wissen wollte, wer meine Königin war, um mich ganz leise vor mir ihrer rühmen zu können. Oder mußte ich es tun, weil mich dies Märchenhafte erdrückte, und ich mich irgendwo festtasten und -halten mußte? Oder war es nur die Lust am Unglück, am Leiden und Leidenmachen, die uns auf dem Weg über das Seil über dem Abhang quält, das Kostbarste, was wir in Händen halten, in die Tiefe fallen zu lassen, weil es zerbrechlich ist?"

Sie wurde ganz blaß, und, wie der Spiegel an der Wand voll Entsetzen sah, zum erstenmal häßlich, als er anfing, sie damit zu quälen. Sie fuhr mit der Hand zitternd an ihren Hals, als ob ein Pfeil sie von unten in die Kehle getroffen hätte. Aber sie vermochte mit der Springkraft, die manche Frauenseelen haben, im Augenblick darauf zu lächeln und seine Frage wieder weit fortzuscheuchen.

„Warum sollen wir uns ausfragen wie Polizisten? Haben wir nicht aus dem Jenseits einen Paß aufeinander bekommen? Ist es nötig, daß ich deine Mutter kenne oder weiß, wie dein Vater heißt? Mußt du wissen, wo ich wohne und wovon ich lebe außer dir? Fehlt uns die Kenntnis von gleichgültigen irdenen Dingen, wenn wir miteinander von Liebe, nur von Liebe sprechen?" Und mitten, indem sie ihn so beschwichtigte, hatte sie zu weinen angefangen und hatte wohl eine Stunde lang geweint, wimmernd geweint, den Kopf in das Kissen gepreßt, daß man nur ihr schwarzes glänzendes Haar zittern sah, so wie einer weint, der fühlt, daß er ganz allein in dieser Welt ist.

Seit der Nacht, die ihm darum so weh getan, weil er merkte, daß er schlecht trösten konnte, hatte er sie niemals wieder Auge in Auge darum gefragt. Aber wenn sie fort war, fingen gleich die Fragen an, ihn zu quälen: „Woher mag sie kommen? Wie mag sie heißen? Wer ist sie? Warum liebt sie gerade mich? Warum will sie nicht davon reden?"

Von Woche zu Woche umkreisten ihn diese Fragen immer zahlreicher, immer lauter, und krächzten ihm wie Krähen die Ohren voll. Das Träumerische, Romanhafte seines Zustandes peinigte ihn immer mehr. Eine Art Furcht vor ihrem lichtscheuen Wesen packte ihn. Er gefiel sich darin, alles in Klarheit sehen zu wollen und wie ein Kurzsichtiger dicht vor die Augen zu halten. Er begann „die Wahrheit" über alles zu preisen und im stillen für geordnete Verhältnisse zu schwärmen. Und schließlich sah er sich dazu getrieben, ihr nachzuspionieren, hinterherzuschleichen und den Schlüssel in ihr dunkles Geheimnis zu stecken und es aufzuschließen. Zitternd, wie ein Dieb zu stehlen anfängt, ging er, lief er ihr, wenn sie von ihm gegangen war, eine Weile nach,

lauerte um die Ecken, um die sie ging, drückte sich in einen Winkel, um aufzupassen, ob sie links oder rechts einbog.

Aber immer wieder entging sie ihm, war sie mit einem Male wie verschwunden, wie fortgehext, und er suchte sich vergeblich die Augen nach ihr aus. Das Seltsame war dabei, daß sie sich niemals umdrehte, nie auch nur eine kleine Wendung des Kopfes machte, so daß er ihr leicht, ohne von ihr bemerkt zu werden, dicht hinter ihrem Rücken hätte folgen können. Aber dies gerade machte ihn unsicher und aufgeregt. Dies stille Vertrauen in ihn peinigte ihn so, daß er oft, wenn er ihr nachschlich, plötzlich sich herumwarf und wie ertappt von dannen lief. Ja, an einer bestimmten Ecke war es ihm immer wieder, als würde er von unten festgehalten und dürfe ihr nicht weiter nachgehen und nachsehen, ohne sie zu verletzen und ihr wehe zu tun. Und dann ergriff er wohl die Flucht vor seiner Neugier und hatte für ein paar Wochen Ruhe und schämte oder lachte sich aus.

Aber es kam wieder, diese Sucht, sie ganz zu kennen und ihre kleinsten kleinen Geheimnisse zu wissen, kam immer brennender wieder, wie ein Vergiftung, die in einem steckt. Wenn er ihr nur nicht hätte nachfolgen und nachkriechen müssen! Wenn er ihr hätte schreiben können! Aber er wußte ja nicht ihren Namen, wußte nicht einmal, ob sie in dieser Stadt lebte oder Gott weiß wo anders! Sie verabredeten jedesmal beim Abschied, wann sie sich wieder treffen wollten, und hatten nur für den Fall, daß sie einmal nicht kommen könnte, vereinbart, daß sie ihm unter einer bestimmten Ziffer einen Tag zuvor schreiben sollte. Aber sie hatte es nie getan, so daß er nicht einmal ihre Handschrift kannte. Einmal nur, an einem Wintermorgen, als draußen auf dem Fluß die weißen Schollen in der Sonne um die Wette schwammen und bei dem roten Ofenfeuer die Eisblumen an den Fenstern auftauten, hatte sie mit einem Finger auf die Scheibe lächelnd: „Du und ich“ geschrieben. Das war das einzige Geschriebene, was er von ihr gesehen hatte.

Er selbst durfte ihr niemals schreiben. Hatte er einmal, wie bisweilen, vor allem in der ersten Zeit, Verse auf sie gemacht, so nahm sie sie lächelnd, las sie ein paarmal still für sich und gab sie ihm dann zurück: „Nun kann ich sie auswendig!“ Und wirklich, nach ein paar Wochen noch sagte sie sich oft, wenn sie allein war, heimlich etwas davon vor.

„Aber wenn ich einmal krank werde,“ sagte er ihr wohl, um sie zu beunruhigen.

„So bist du ein anderer wie der, den ich liebe, und ich muß warten auf dich, bis du wieder mir gehörst.“

Ein andermal drückte er ihr beim Abschied einen Zettel in die Hand, auf den er in der Nacht dreimal mit großen Buchstaben gemalt hatte: „Sage mir, wer du bist!“

Sofort drehte sie sich zu ihm: „Ich will es tun, aber dann komme ich nie mehr wieder.“

„Nein! Nein!“ schrie er ganz laut, als er in ihre Augen sah und merkte, wie ernst es ihr damit war.

Eigentümlich war es auch, daß es ihm zuweilen vorkam, als habe er sie schon irgendwo gesehen, ja mit ihr geplaudert, in irgendeiner Gesellschaft oder bei einem

Konzert oder auf einem Ball. Aber immer war etwas anderes, Fremdes an der, der sie glich, das ihn im letzten Augenblick abhielt, jene Aehnlichkeit anzusprechen. Einmal meinte er ganz sicher, sie in einer blauen Droschke im Park gesehen zu haben, und er rannte ihr wie toll nach, bis er merkte, daß die Leute auf den Wegen über ihn lachten und auf ihn zeigten. Wiederum meinte er einmal, sie im Theater zu erkennen. Er lief in der Pause fortwährend um sie herum und glotzte sie an, ohne daß sie mit einem Blick ihn zu beachten schien, und er angesichts dieser fremden unnahbaren Dame wieder ganz unsicher wurde.

Auf einem Taschentuch, das er ihr einmal in der Nacht gestohlen hatte, war ein großes „H" eingestickt. Nun grübelte er stundenlang über diesen Buchstaben nach, als ob er durch ihn ihr „Woher und Wohin" hätte entziffern können. Oft nahm er auch einen großen weißen Bogen hervor und schrieb darauf:

„Wenn sie mich liebte,
Würde sie mir alles sagen."

Darunter zog er einen dicken Strich und schrieb: „Folglich liebt sie mich nicht." Und war, wenn er diese dritte Zeile schrieb, fast so froh wie ein Mathematiker, der eine Rechnung gelöst hat.

Schließlich verlegte er sich wieder darauf, ihr nachzuspüren. Immer weiter wagte er sich, wenn sie sich am andern Morgen getrennt hatten, immer näher schlich er sich an sie heran, wenn sie um die Ecken der Straßen bog und hinter den Häusern verschwand. Es war, als wenn er eine Flüchtige verfolgte; ganz besessen von dem Gedanken, sie kennen zu lernen, hetzte er ihr nach, über Straßen, Brücken, an Häusern, Kirchen, Feldern und Wiesen vorbei. Er sah nichts von alledem, sah immer nur ihre Gestalt vor sich, in dem schwarzen Kleid, das er ihr am Morgen noch zugehakt hatte, und das sie vor der Welt vermummte. Diesem dunklen Fleck folgte er, blind wie ein Jagdhund für alles, was ihn von seiner Beute trennt.

Und plötzlich war er am Ziele, wußte er, wer sie war, wo sie wohnte, wie sie hieß, kannte er ihre ganzen alltäglichen Geheimnisse. Auf einmal wußte er für alles, was sie tat und sagte, die äußeren Gründe und Beziehungen, konnte sich alles an ihr begründen, machte sich klar, warum sie bei jenem Worte seufzte oder aus diesem Anlaß lachte. Sein Abenteuer, sein Märchen erschien ihm nur mehr ein gewöhnliches Erlebnis, ein Ereignis, wie es vielen jungen Leuten begegnet, ein Fall, für den es Beispiele gibt. Und sie ward auf einmal nichts mehr für ihn als eine gewisse Frau, die ein bestimmtes Leben führte, und von der man sich das eine oder andere erzählte. Alles, was ihm bisher bunt und schillernd an ihr vorgekommen war, schien ihm jetzt grau und einförmig. Und er ward traurig dabei wie ein Kind, das aus Wißbegierde ein Spielzeug aufgebrochen hat.

Bei dem nächsten Male, das sie verabredet hatten, wieder beisammen zu sein, wartete er vergeblich mit dem Wagen auf dem Platz vor dem Bahnhof, wo sie seit zwei Jahren sich trafen. Er fuhr dann alleine, zum ersten Male allein an das Gasthaus zum Fluß herunter, um dort nach ihr zu fragen. Der Wirt wußte lächelnd von nichts.

Er schickte den Wagen fort und ging einsam ein Stück am Ufer den Fluß hinunter und wurde mit jedem Schritt trauriger. Er kam an dem Hafen vorüber, wo die Kohlenschleppschiffe lagen und sich geduldig wie große Lasttiere leeren ließen. Je mehr aus ihrem schwarzen Bauch herausgeholt wurde, um so höher stieg ihr Rumpf aus dem Wasser, ganz langsam, fast unmerklich. Hafenarbeiter gingen lachend und speiend vorüber. Weißlicher Rauch von den Schiffsschornsteinen flog vom Wind zerfetzt hin und her. Ein grauer Abendhimmel umrahmte das Bild, das ihn in seiner düstern Gleichgültigkeit zu verhöhnen schien, wie er einsam auf einem Pflock am Strand dasaß und in das ölige Kielwasser hinunterstierte, in dem ein paar Papierschnitzel um einen toten, den weißen Bauch nach oben gerichteten Fisch im Kreise herumtrieben.

Plötzlich pfiffen die Dampfpfeifen von den Kranen und Werften, nacheinander wie Hähne, die wetteifern, zur Abendruhe. Von der Stadt her tönte Glockengeläute. Ein Schiff, das eben angekommen war, ließ rasselnd den Anker fallen. Eimer klirrten ins Wasser, und die Arbeiter begannen sich den Schmutz von den Gesichtern zu waschen. Ein paar Frauen, die einen Nachen ausschöpften, fingen an zu singen.

„Alles wie gestern und immer!“ sagte er fast laut zu sich selber, sprang auf und ging weiter. Ein Zorn über dieses unveränderte Menschendasein um ihn ergriff ihn. Er schlug mit dem Stock auf die Steine unter ihm, daß Feuer aus ihnen sprang.

Auf einmal sah er sich auf den Wiesen am Fluß weit vor der Stadt. Es war im März, das Gras war noch welk und weiß. Die Bäume sahen gegen den Abendhimmel wie ungestalte schwarze Skelette aus. Die Weidenstrünke waren beschnitten und hielten ihre runden Mohrenköpfe steif in die Luft. Von dem Hochwasser standen noch weite flache Wasserlachen auf den Wiesen; der graue unbewegliche Himmel spiegelte sich in ihnen wieder, und die kahlen Bäume standen traurig darin auf dem Kopf. Hin und wieder zerblies ein Windstoß, das Wasser gleichsam aufpflügend, das ganze todtraurige Bild. Der gelbe, noch immer stark angeschwollene Fluß floß durch die Landschaft schwermütig wie der Acheron dahin. Ein feuchter, herber Duft kam aus dem Boden. Im Schilf am Strand zirpte ein Vogel ein Lied ohne Worte, aber er setzte aus und flog scheu von dannen, als er den Wanderer, den er von weitem für einen Baum gehalten hatte, herangehen sah. Der warf sich ins bleiche Gras, krampfte sich mit den Händen in die kalte Erde und wollte weinen, aber vermochte es nicht. In dieser Qual blieb er eine ganze Weile auf dem Boden liegen, nichts denkend, nichts fühlend, wie tot. Ueber ihm versuchte eine Lerche an ihrer Freude zum Himmel hinaufzufliegen, fiel aber nach den ersten Trillern ermattet zur Erde, als hätte die Wehmut des Vorfrühlings sie erdrückt.

Er sprang frierend auf, als er es ringsum dunkeln sah. Er schnitt ein paar Kätzchen von den Sträuchern für sie und fing an, im Trab zur Stadt zurückzulaufen. Es war so still, daß er nur seinen Atem hörte. Ein Schiff mit großen braunen Segeln trieb langsam und verschlafen stromabwärts in die Nacht. Dünner weißer Nebel dampfte über dem Fluß, auf den ein verschwommenes Abendrot im Westen einen blassen Schimmer warf.

Wie er so, um wieder warm zu werden, der Stadt zueilte, lief plötzlich ein Maulwurf ihm über den Weg und bohrte sich zitternd vor Angst in die Erde. Er erschrak

mehr noch als das Tier und lief immer schneller den Häusern zu. Als er sich einmal umdrehte, weil er meinte, jemanden hinter sich herrennen zu hören, sah er ganz hinten auf den grauen Wiesen eine Schafherde in die Hürde treiben.

Da mit einem Male schlug ein Licht in der Stadt vor ihm ein Auge auf, und dann wieder eins und wieder eins, bis er erlöst aufhörte zu rennen und langsam den flimmernden roten Pünktchen zuwanderte. Der Himmel war nun ganz schwarz geworden, nur der Fluß hatte noch einen weißen milchigen Glanz, einen letzten bleichen Widerschein des erloschenen Tages. Ein einziger Stern brach durch die Wolken hindurch und blinzelte kalt auf dies alles hernieder.

Der Wandersmann ging an dem jetzt dunkel und stumm gewordenen Hafen traurig zurück. Er war müde und zerschlagen, als ob er von einem Begräbnis heimkäme. Aus den hohen, finstern Häusermassen drangen Lichtstreifen, Menschenstimmen; irgendwo schrie ein kleines Kind kläglich. Ihm kam es vor, als sei er irgendwo weit in der Fremde. Und da stand auch das Gasthaus schon am Ufer, i h r Haus, den grauen Schiefermantel fest um sich gezogen, damit der Regen nicht eindrang. Ganz allein stand es da wie ein um sich gezogen, damit der Regen nicht eindrang. Ganz allein stand es da wie ein alter bärbeißiger Kerl, der mit keinem mehr verkehren will, hinten schon etwas eingesunken und bucklig geworden. Und da, sieh, war auch das Fenster dort oben mit dem grünen Laden, hinter dem ein ganzes Leben für ihn lag. Lange stand er da und schaute nach ihm hinauf und dachte an all jenes, was dort geschehen war vom ersten Tag an bis heute, und ihm ward dabei wie einem, der heimlich seine Reichtümer und Schätze zählt. Wohl eine Viertelstunde starrte er im Dunkeln dort hinauf, selig und heiß in Erinnerung, und dies waren wohl die glücklichsten Minuten in seinem Leben.

Aber auf einmal graute ihm vor dem großen düstern Hause, als ob es keine Seele mehr hätte und längst verstorben wäre. Er ging hastig hinein. Ein Brief war für ihn abgegeben worden. So glaubte man wenigstens. Er hielt ihn zitternd in der Hand. „An den Menschen im grünen Zimmer oben!“, stand als Aufschrift darauf, und dies war mit ganz großen, schönen, festen Zügen geschrieben. Ihm war, er sähe ihre langen, blau-blassen Hände vor sich, wie er dies las. Er steckte den Brief zwischen die Zähne, wie ein Hund, der etwas apportieren muß, und zog sich mit der Linken schwer am Geländer die Treppen hinauf. Eine alte Lampe warf einen dünnen gelben Schimmer auf den weiten Flur, der auf seine Kammer führte. Irgendein Gedanke oder ein Gefühl flog ihm durch den Kopf, das, wenn er es aufgeschrieben, etwa ganz nüchtern gelautet hätte: „Die meisten Menschen leben in schwacher innerer Beleuchtung.“

Er schloß die Tür auf und trat in die niedrige viereckige Finsternis. Eine Kerze wurde von ihm angesteckt, die sich sogleich im Spiegel an der Wand verdoppelte. Er zitterte am ganzen Leib, das Feuer im Ofen, das vergeblich auf sie beide gewartet hatte, war fast erloschen. Er stocherte in der Asche herum und warf etwas Holz darauf, alles nur, um Zeit zu gewinnen.

Endlich ertrug er's nicht mehr. Er riß den Briefumschlag auf, beugte sich zu dem Lichtkreis der Kerze nieder und las und verschlang das Geschriebene in sich hinein. Es stand dieses in dem Briefe:

„Du!

Nun muß ich doch noch einmal zu Dir kommen, ein letztes Mal, mit diesen Zeilen, die meine Hand an Dich geschrieben hat, weil ich nie mehr ein Wort zu Dir sagen werde.

Du weißt nun mein ganzes Geheimnis, ich weiß es! Du hattest nicht eher Ruhe, bis Du mein Rätsel gelöst, bis Du „hinter mich gekommen bist", wie die Menschen sagen, bis Du alles von mir wußtest. Schon seit Wochen sah ich Dich auf der Jagd nach mir, spürte ich, ob ich ging oder stand oder schlief, daß Du mir folgtest und sah den vergiftenden Pfeil auf mein Glück gerichtet.

Ich will Dich nicht quälen, indem ich Dir sage, wie ich dabei gelitten habe, wie Du mir immer näher schlichest! Mir scheint es die gräßlichste, weil unnützeste Pein, wenn der Hase vor seinem Tod dem Hund von seinen Qualen auf der Flucht erzählt.

Sieh, schon wie ich diesen Satz geschrieben habe, fühle ich, daß Dir die Tränen ins Auge kommen, wenn Du ihn liest, und leide mit Dir und möchte lieber diesen Brief ganz klein zerreißen, als ihn Dir zusenden.

Nun sitzt Du zum ersten Male allein in unserm niedern grünen Zimmer, in dem ich so glücklich war. Ich sehe Dich deutlich vor mir, die Kerze steht neben Dir, und der Spiegel an der Wand sieht Dir zu. Und die Möbel in der Stube, der Schrank und das Bett und der Tisch, drängen sich neugierig wie Kinder an Dich heran, als wollten sie wissen, was ich Dir geschrieben.

Wie oft habe ich mit meinen Händen diese lieben trauten Dinge berührt und gestreichelt! Manchmal des Nachts, wenn Du schliefst und blind warst, habe ich das Bett geküßt und geherzt und geliebt wie das Schiff, das einen zur Seligkeit trägt. Oben in dem Schrank wirst Du noch verdorrt die Veilchen finden, die ersten, die ich von Dir bekam, und die ich dem alten schwarzen stummen Freund geschenkt habe, daß er sie mir verwahre, weil ich sie nicht wegwerfen konnte. Sie sind immer welker geworden mit jedem Mal, das wir dort waren, und ihre blauen Augen sind nun ganz schwarz, und das letztemal, da ich den Schrank öffnete, konnte ich den Duft selbst nicht mehr verspüren, den sie in ihrem verschlossenen Versteck bis dahin noch immer für uns bewahrt hatten.

Das Sofa in der Ecke mußt Du noch einmal mit Deinen Händen berühren, ehe Du gehst, und die Stelle, wo mein Kopf lag, wenn Du mich küßtest. Und den Spiegel an der Wand, den nimm mit, den laß nicht dort hängen, ich bitte Dich sehr! Er hat uns zu oft gesehen, wie wir waren, wenn wir allein; ich möchte nicht, daß andere sich in ihm spiegelten. Wirf ihn in den Fluß in der Nacht, daß tief unten in ihm sich nur die Sterne und alles, was fern und hoch am Himmel hängt, schauen können!

Einmal habe ich selbst ihn eines Morgens mit mir genommen, um zu Hause ein Abbild unserer Stube, unseres Flusses und unseres Glückes zu haben. Aber er war ein ganz anderer dort und sah so ernst und finster drein, daß ich ihn schnell verhängen mußte, so leid tat er mir.

Ihr werdet mich beide nie wiedersehen, Du und er, und wenn ihr mich locktet, bis mein Blut mich verschlänge, ich könnte niemals wieder zu euch kommen. Ich sage Dir

dies nicht, um Dich zu quälen — mein Mund brennt vor Hunger nach Dir, da ich dies schreibe —, ich sage es Dir nur, damit Du mich ehren sollst.

Nun Du mich aufgebrochen hast, ich von Dir entdeckt und entschleiert und enträtselt bin, gibt es nichts Gemeinsames mehr zwischen uns als Erinnerungen, die langsam verwelken werden wie die Veilchen oben im Schrank.

Bisher war ich für Dich nur ein Mensch, der sich Dir schenkte, weil er Dich liebte und — o Glück! o Glück! —, weil Du ihn liebtest. Ich kam wie eine Sternschnuppe zu Dir in der Nacht und erlosch am andern Morgen und verschwand, Du ahntest nicht wohin. Ich hätte auf einem andern Gestirn wohnen können, so wenig wußtest Du von mir. Ich brachte Dir nur Freude von meiner Fahrt mit, keine Sorge, keinen Kummer, keine Laune, nichts Aergerliches und Irdisches. Nie standen Kleinigkeiten erbärmlich zwischen uns.

Nun bin ich die und die Frau für Dich geworden, die dies und das Leben führt, die die Ehe gebrochen, die dies oder jenes Schicksal gefunden hat. Und dies, siehst Du, ertrage ich nicht. Das Zauberische, Ueberirdische ist vorüber, und das Gemeine, all das, was einen Namen hat, würde beginnen.

Du verstehst mich noch nicht, ich fühle es, aber warte nur eine kleine Frist, und Du wirst mir recht geben müssen. Was würde aus uns werden, wenn wir noch einmal, wenn wir noch öfter zusammenkämen? Glaub' mir, ich schaudere mehr vor diesem Gedanken als davor, mir die Adern zu öffnen und langsam ins All zu verbluten! Unsere Liebe wäre von Stund' an nur mehr eine Leichenwache für Dich und für mich. Wir würden mit kalten Händen und Herzen dabeisitzen und langsam erfrieren. Oder wir würden um unsere Liebe herumstehen und lauern, wie zwei Diebe um ein gestohlenes Gut, und eifersüchtig aufeinander aufpassen und uns mit Vorwürfen quälen. Und Staub würde uns anfliegen, und Rost würde den Ring zerfressen, der uns bis dahin luftig und unberührbar wie ein Regenbogen verband.

Fühlst Du denn nicht, wie alles anders zwischen uns werden würde, wie alles eine Farbe für uns bekäme, was wir in unserer glücklichen Nacht nicht gesehen haben! Statt über Goethe oder über die Grenzen von Liebe und Freundschaft zu sprechen, müßten wir von häßlichen Nichtigkeiten plaudern, könntest Du mich ausfragen nach Dingen, die fern ab von unserm innersten Wesen liegen.

Du mußt ruhig sein um meinetwillen, ich beschwöre Dich! Denke Dir, was würde aus mir werden, wenn ich dies Spiel jetzt fortsetzen müßte, das kein Spiel mehr ist? Du wirst mich nicht dazu zwingen, ich weiß es, so gut wie ich vordem wußte, daß Du mich liebtest.

Ich habe stets alle meine Pflichten erfüllt gegen alle, die Forderungen auf mich hatten. Ich bin den Meinigen immer das gewesen, was ich ihnen sein konnte, und an meinem Grabe wird einst viele Liebe weinen. Das, was ich tat, konnte ich nur darum tun, weil keiner unter noch über der Sonne darum wußte. Nun es ein einziger weiß, was ich tue, Du, Du, muß ich von Dir gehen und kann nie wiederkommen.

Das schöne Märchen, das ich für Dich um Deinetwillen mir ersonnen hatte, wäre nun nichts mehr als ein Betrug in Deinen Augen, mit dem ich jemanden hintergehe. Es ist zum Weinen, nicht wahr, daß Du selbst es gewesen bist, der unsere Liebe

zertrümmert hat. Davor hab' ich gezittert gleich nach dem ersten Kuß, den Du mir gabst an dem ersten Abend vor unserm Gasthaus am Fluß, als es dämmerte, und ich die weißen Tauben auf der Straße fütterte, die von allen Dächern herniederflatterten.

„Die schönsten Küsse sind die, die man im Stehen sich gibt," sagtest Du dabei, mir scheint, es sind jetzt ein paar Jahrtausende her.

Und ich sagte: „Du Mensch!" die erste und letzte Zärtlichkeit, die es zwischen uns bis zu jenem Tage gab, da Du mich aus der Luft auf die Erde zogst.

Das war ja das Schöne zwischen uns, daß Du nicht einmal meinen Namen kanntest und nur in Koseworten zu mir sprechen mußtest. Nun hast Du mich mitten in die Brust geschossen, und dieser ganze Brief ist nur noch wie das Rauschen eines Adlers, der getroffen zu Boden fällt und in dem Augenblick stirbt, wo er die Erde berührt. Er ist noch voll Liebe, dieser einzige Brief von mir an Dich, wenn auch kein Flügelschlag mehr in ihm ist.

Du sollst nicht weinen! Ich höre es bis hierher, und mein Herz wird schwer, und ich muß es mit beiden Händen festhalten, wenn ich daran denke. Ich dürfte Dich nicht mit meinen Augen sehen, sonst wäre alles vorüber, meine ganze große kleine Kraft.

Du darfst mich nicht schwach machen, hörst Du! Ich muß von Dir fortgehen, da ich Dich nicht, lächle mit mir! wie jene russische Kaiserin, die wir Frauen alle im Stillsten beneiden, töten lassen kann. Und so scheide ich um Mitternacht, ehe die Sterne erlöschen, und die Liebe wie eine Lampe, die die Nacht hindurchgebrannt hat, zur Neige geht.

Ich habe Dich oft belauscht um diese Stunde, wenn Du schlummertest, den Arm um meine Hüften geschlungen, und ich Dich leise küßte, daß Du von mir träumen solltest. Nun gehe ich vor Hahnenschrei und Morgenröte. Ich will nicht warten, bis der Hahn zum zweiten Male krähet und Du mich dreimal verraten hast. Ich will nicht zaudern, bis Du mich bei meinem Namen rufst, und ich wie eine Nachtwandelnde vom hohen Turm unserer Liebe herniederstürze. Ich will nicht zögern, bis Dein Blut anders geworden ist und Torheiten und Grauheiten statt der weißen Tauben zwischen uns hin und her flattern und die Luft um uns nicht mehr heiß und purpurn ist.

Lebe wohl, diese Seligkeit nehme ich mit in mein Alter, diese Träume in meine weißen Haare, diesen Duft in die Unterwelt. Wir werden uns nie mehr mit unsern Augen sehen, nie mehr hören, nie mehr berühren, nie mehr küssen, nie mehr, nie mehr!"

Er blickte von dem Brief empor, seine Augen brannten ihm, und Tränen tropften daraus. Er schaute zum Fenster, es tat ihm wohl, ins Schwarze zu sehen. Es war ganz finster draußen. Nur ein rotes Pünktchen von einer Lampe hoch oben am Mast eines Segelschiffs, das auf dem Fluß unten vorüberfuhr, blickte blinzelnd durch das Fenster herein. Er erhob sich sachte und schwer wie ein Verwundeter. Die Kerze brannte lautlos nieder, die weißen Hyazinthen, die er mitgebracht hatte, welkten im Glase und dufteten im Tode. Er warf sich zitternd in das leere Bett, umarmte die kalten Kissen und flüsterte alle seine Zärtlichkeiten in sie hinein. Und plötzlich wußte er, daß er heute den ganzen Abend lang am Hafen drunten und auf den Wiesen draußen, bei dem Läuten der Glocken, bei dem Lied der Weiber, bei den Weiden, bei der Lerche, bei dem Maulwurf und bei allem immer nur an sie gedacht hatte, immer nur auf sie gewartet hatte. Nun war alles zu Ende. Lange lag er so da und kostete die gräßlichste Qual durch,

die es für uns Menschen auf diesem Stern gibt, eine Liebe nicht durch den Tod, nein, durch das Leben zu verlieren.

Da mit einem Male schien ihm alles ringsum lebendig zu werden und von ihr zu erzählen, das Bett und der Schrank und die grünen Tapeten und der Tisch, auf dem ihr Brief lag, und der Spiegel an der Wand. Alle wurden wach, indem sie sie priesen und feierten, und alle sprachen durcheinander, wie angezündet, von ihr, und alle fragten ihn immer wieder: „Denkst Du daran? Weißt Du noch?“

Da sprang er entsetzt vom Bett auf und trat alles mit den Füßen und schrie vor Schmerz über seine Roheit durch das Fenster ins Dunkle hinaus. Und er legte Geld auf den Tisch und nahm ihren Brief und den Spiegel von der Wand. Und rannte hinaus an den Fluß, ganz weit, wo keine Häuser mehr standen und keine Lichter mehr brannten und keine Menschen mehr hausten. Dort schleuderte er den Spiegel, so weit er konnte, ins Wasser; es klatschte einmal auf und ward wieder stille. Und ihm war, als habe er eine Leiche in die Flut geworfen. Es war ganz finster, er konnte seine eigenen Hände nicht sehen. Alle Dinge sahen aus wie ihre Schatten. Der Fluß strömte durch die Nacht zu Tal mit dem fast unhörbaren Geräusch, mit dem Lichter abbrennen und unsere Körper ableben. Und der Mann in der Nacht bekam Lust, mit dem Wasser hinunterzulaufen in das Kalte, in das Schwarze hinein. Und er lief so lange, bis sein Herz zersprang.

Buch der Liebe / Von August Strindberg

1. Der Lustgarten

Wenn der Unerfahrene wüßte, welches Leiden eine Scheidung zwischen Gatten zur Folge hat, würde er sich bedenken, ehe er diesen Weg geht. Die beiden Seelen sind so mit einander verwachsen, daß die Loslösung der Persönlichkeit die schmerzhafteste Operation wird, die existiert. Das ist eine Art Tod.

Wenn man rings um eine Blume das Unkraut ausjätet, so schwindet die Blume zuerst dahin, teils weil die Wurzeln beschädigt sind, teils weil ihr Schatten, Feuchtigkeit, Stütze geraubt sind, vielleicht nur Gesellschaft.

Der Kummer in diesem Fall gleicht dem nach einem Tode, ist aber nicht so erbaulich und veredelnd. Der Verstorbene erscheint einem allerdings und macht in der Erinnerung eine Apotheose durch: das Häßliche wird ausgelöscht, die Vorwürfe tauchen auf, die Leere der Sehnsucht will Nahrung haben; die Seele wird von der, die ging, in Fetzen gerissen; die feinsten Wurzeln der Seele hat sie mitgenommen, und man hat das Gefühl, als verblute man. Die Erinnerungen, die gemeinsam sind, sollten ausgetauscht, können aber nicht geteilt werden. Daß die Illusionen von den ersten Frühlingstagen der Liebe verloren sind, erschüttert den Glauben an alles. Ein Weheruf dringt durch die Welten, als sei ein Verbrechen begangen; und zwar eins, das nicht wieder gutzumachen ist, wie die Sünde gegen den Heiligen Geist. Die Liebe, Gottes Schöpferkraft, die Sonnenwärme des Himmels, der Ursprung des Lebens hat aufgehört zu existieren; Chaos und Finsternis beginnen wieder. Es ist ein geistiger Tod, ohne Trost, ohne Hoffnung.

Aber dennoch, etwas bleibt, wenn etwas dagewesen ist. Auch wenn beide Teile sich von neuem verheiraten, eine Erinnerung an das Erste bleibt zurück. Es kann nicht ungeschehen gemacht, nicht vergessen werden. Wie häßlich das Verhältnis auch gewesen sein mag, es glich doch in den besten Stunden einem Etwas, das hier auf Erden nicht zu finden ist. Es war in seinem herrlichen Anfang ein Lustgarten Eden, eine solche Steigerung des Daseins, daß man sich der Gottheit näher fühlte. Das war keine Gesichtstäuschung, sondern eine höhere Wirklichkeit.

Und dann kam der Sündenfall und damit die Austreibung.

Aber die Erinnerung an das Erste ist noch da, und es ist wahr, daß eine wirkliche Liebe nie ein Ende nimmt. Ob sie mit auf die andere Seite kommt, auch wenn die Neigung „ihr Objekt geändert" hat, pflegt man zu fragen. Wahrscheinlich bleibt wohl etwas zurück, aber auf eine unbegreifliche Art, wenn man sich auch denken möchte, daß die Persönlichkeit in mehrere „Monaden" aufgelöst wird, von denen die eine eine ähnliche anzieht, eine zweite eine andere; und was Liebe heißt, kann hier Freundschaft werden.

Nach Platos Reminiszenzlehre und der Reinkarnation der Theosophen könnte man ja glauben: wenn sich zwei Menschen in großer Liebe treffen, ist es nur ein Wiedersehen. Und alles Schöne, das sie dann um sich sehen, ist der Abglanz von den Erinnerungen an ferne schöne Gegenden, wo sie sich früher getroffen haben, an die sie sich aber jetzt erst erinnern. Die beständigen Illusionen der Liebe würden dann mit Erlebnissen auf der anderen Seite zusammenhängen, die jetzt auftauchen; von der Seite, wo alles vollendet und schön ist. Daher das furchtbare Erwachen aus der Seligkeit, wenn man sieht, daß hier unten alles entstellt ist, alles eine Karikatur, sogar die Liebe.

Von der Kälte des großen Kunstwerks / Von Paul Ernst

Der Künstler schafft ein Werk, um gewisse Wirkungen in anderen Menschen zu erzeugen. Diese gewollten Wirkungen sind Empfindungen, weiterhin Vorstellungen, und nicht selten jene Art von Gedanken, die sich unmittelbar aus Empfindungen und Vorstellungen ergeben, die man indessen nicht verwechseln darf mit Gedanken, welche durch das diskursive Denken gewonnen werden. Die Mittel, durch die er die Wirkungen erzeugt, sind die Gesamtheit seines künstlerischen Könnens. Künstler ist er nicht dadurch, daß er die Absichten auf jene Wirkungen hat, sondern dadurch, daß er über künstlerisches Können verfügt.

Wir leben heute immer noch in einer Zeit der Reaktion gegen eine Epigonenkunst, welche ein unzureichendes Können besaß und daher das Können unterschätzte und die Absicht zu hoch bewertete, also nicht betrachtete, was einer wirklich geschaffen, sondern was einer gewollt hatte. Unzweifelhaft entstanden dadurch ungerechte Bewertungen, die dann wieder Einfluß auf die Empfindungen des Aufnehmenden gewannen, da ja sehr viel von der Wirkung eines Kunstwerkes auf die große Menge Suggestion durch wenige Bewertende ist. Heute wird mit Recht gesagt, daß das erste in der Kunst das Können ist; aber dieser an sich richtige Satz wird mit einer solchen Einseitigkeit betont, daß er wieder zu neuen Gefahren Veranlassung gibt.

Wenn ein Mensch zum andern reden will, so ist gewiß das erste, daß er überhaupt sprechen kann: aber das Sprechen ist nicht Selbstzweck, es ist nur unumgängliche Voraussetzung des Zweckes: Mitteilung von Gedanken. Diese selbst können sehr verschiedenwertig sein, und es ist die ganze Skala menschlicher Bedeutsamkeit hier möglich. Genau so verhält es

sich mit dem Erwecken von Empfindungen durch das Kunstwerk eines Mannes. Daß er das künstlerische Können besitzt, ist die Voraussetzung; aber wie die Seelen aller übrigen Menschen verschieden sind, von der höchsten bis zur tiefsten, so sind es auch die Seelen der Künstler; ja, die Skala der Empfindungen ist noch sehr viel weiter wie die der Gedanken, sie geht tiefer in die Tiefe und höher in die Höhe; und die Bedeutsamkeit eines Kunstwerkes richtet sich nicht danach, wie weit es gekonnt ist; das ist Voraussetzung, daß es überhaupt völlig gekonnt ist; sondern welche Wirkungen es erzielt.

Hier kommen wir auf einen Punkt, der mir gegenwärtig immer übersehen zu werden scheint, so selbstverständlich das Bisherige klingt. Es gibt nämlich keinen absoluten Maßstab des Könnens in den Künsten, sondern jedes Kunstwerk hat seinen eigenen Maßstab.

Der Dialog Corneilles ist logisch-antithetisch; der Shakespeares lyrisch-bildhaft; der eines Naturalisten möglichst wirklichkeitsgetreu; der eines Neuromantikers (man gestatte den kurzen Ausdruck) lyrisch-empfindsam. Die Charakteristik Corneilles geht nur auf die handlungstragenden Willenselemente der Figuren; die Shakespeares auf das Menschlich-Bedeutsame, die der Naturalisten auf das Oberflächenwirkliche, die der Neuromantiker auf das momentan-zufällige Empfindungsleben. Das sind vier verschiedene Kunstmittel, die vier verschiedenen Wirkungen entsprechen. Weil ein Dichter bestimmte Empfindungen erzielen will, deshalb sucht er die Herrschaft über die dafür nötigen Kunstmittel zu erlangen; und ebenso falsch, wie es wäre, wenn man an die Mona Lisa Anforderungen stellte, die man aus Bildern Manets nähme; ebenso falsch wäre es, wenn man Corneille vorwürfe, er habe keine Charaktere wie Shakespeare, und von Hamlet verlangte, er solle ebenso natürlich sprechen wie der Meister Oelze. Solche Ansichten hat man in dieser Schärfe freilich nur selten ausgesprochen; versteckt aber sind sie heute durchaus herrschend, indem man von dem lebenden Künstler heute immer verlangt, er solle sich der „modernen Ausdrucksmittel“ bedienen das heißt, der Mittel, durch welche auf die zurzeit Maßgebenden Wirkungen ausgeübt werden.

Glücklich wird ja immer der Künstler sein, der auf solche Empfindungen gestellt ist, deren die Zeit, in welcher er zufällig lebt, bedarf, und diese Künstler sind natürlich immer schnell hochgeschätzt. Es wäre möglich, daß eine Zeit und ein Volk für die großen, heroischen Empfindungen zugänglich sind: da würde ein Dante, Michel Angelo, Corneille sein Glück machen. Geriete eine Anlage, welche diesen heroischen Gemütern ähnlich ist, in eine kleinliche Zeit, so wird sie durch den Mangel an Wirkung mehr oder weniger verkümmern, wie wir das bei Hebbel sehen. Wäre das richtig, so wäre unsere heutige Zeit für große Kunst offenbar sehr ungünstig gestimmt, denn alle technischen Probleme, welche in den Künsten gegenwärtig bearbeitet werden, gehen ganz offenkundig auf nicht heroische Wirkungen. Indessen, wenn man bei dem Leben der großen Künstler genauer zusieht, so wird man finden, daß sie doch durchaus nicht den Widerhall fanden, den wir heute bei unsern erfolgreichen Künstlern gewohnt sind, daß sie häufig ganz allein standen, nicht selten sogar bitter angefeindet wurden.

Man muß sich deutlich machen, daß das große Kunstwerk an sich durchaus gegen die Instinkte der Menschen geht, und man kann ganz ruhig annehmen, daß das sogar noch bei den anerkannten großen Kunstwerken der Vergangenheit der Fall ist. Ist ein Volk von Natur kunstfeindlich, wie es das deutsche doch zu sein scheint, so wird das nicht so klar, indem Wissen und Bildung, welche der Empfindung zunächst feindlich sind, für diese eintreten. Man kann sich die Sache durch folgende Ueberlegung näher bringen.

Der große Künstler, das ist der Mann, welcher eine große Seele hat und das künstlerische Können besitzt, welches die mitzuteilenden Inhalte dieser Seele angemessen ausdrückt: — verlangt von den Menschen, daß sie die Gemeinheit ihres täglichen Lebens vergessen sollen, um sich bedeutend über sich zu erhöhen; etwa in der pathetischen Art Michel Angelos durch die übermenschliche Körperlich-

keit und den gewaltig leidenschaftlichen Ausdruck seiner gebildeten Figuren zu einer himmelstürmenden Energie; oder in der schönen Art Tizians durch die reine Harmonie von Farben und auch Linien zu einem verächtlichen Zurücklassen des gewöhnlichen Lebens und einem resignierten Sein in erträumter Abgeklärtheit. Das ist ein ganz unerhörter Anspruch, den diese Männer erheben. Man spricht gewöhnlich von „Kunstgenuß"; von Genuß aber kann gar keine Rede sein, wenn man diesem Anspruch nachgibt; selbst die wenigen, welche ihm nachgeben können, werden ihn als eine Art sittlicher Verpflichtung empfinden, der sie mit Ueberwindung ihres gemeinen Menschen nachkommen; mit Freude allerdings nachkommen, aber nicht mit genießender Freude, sondern mit jener heroischen, welche etwa einen Helden in den Tod treibt für eine große Sache. Und auch sie können durchaus nicht allen Großen nachfolgen; wer die Stimme Michel Angelos versteht, der versteht auch die Worte Dantes; aber ich halte es für unmöglich, daß er in gleicher Weise Ariost oder Tizian mitempfinden kann.

Es besteht augenblicklich für die Malerei ein gewisses Verständnis bei den Nicht-Künstlern, welches mir für Poesie und Musik zurzeit völlig zu fehlen scheint. Kunstkritiker wissen heute etwa, weshalb ein Maler an einer gewissen Stelle seines Bildes eine aufrechtstehende Figur hat: weil er da eine Vertikale brauchte; und daß er einen leuchtend roten Mantel im Mittelpunkt wollte, um von dem die andern Farben abhängen zu lassen. Aber von diesem Wissen um Mittel des Künstlers — das man nicht genug hochschätzen kann — bis zu seinem Verstehen ist doch noch ein unendlich weiter und gefährlicher Weg, ein Weg wie von der Theologie zur Religion; denn zwar erzeugt immer die Religion die Theologie, aber die Theologie führt häufig ab von der Religion: so scheint mir heute die Einsicht in die Kunst von ihrem Empfinden abzuführen.

Es ist sehr schwer, über diese Dinge Gedanken mitzuteilen, weil die Vorstellungen, die man durch seine Worte erweckt, zu abhängig von den Erfahrungen der Leser sind. Ein Farbenblinder kann sterben, ohne daß es ihm klar wird, daß er mit dem Worte Grün eine ganz andere Vorstellung verbindet wie die normalen Menschen; und ebenso wie die Farbe Grün ein individuelles Erlebnis ist für jeden, das nicht beschrieben werden kann, sondern nur mit dem Wort „Grün" bezeichnet werden muß, so ist auch ein Kunstwerk ein individuelles Erlebnis, und es kann jemand irgendeinen Vorgang in sich für das Empfinden des Kunstwerkes halten, der gar keine Beziehung zur Empfindung hat. Man kann nur gelegentlich einmal einen Argwohn schöpfen aus den Worten, mit welchen er erzählt; etwa wenn jemand sagt, er habe die Venus von Milo „genossen".

Betrachten wir die vorhandenen vorzüglichen Kunstwerke, nämlich die, welche wirklich gekonnt sind, etwa Bilder von Terborch und Lionardo, Frans Hals und Giotto, und ordnen wir sie nach der Skala der Seelengröße ihrer Schöpfer, so werden wir finden, daß sie nicht quantitativ, sondern qualitativ verschiedene Dinge ausdrücken; wie ja auch der gewöhnliche Mensch von dem höheren durch die ganze Art verschieden ist, dadurch, daß seine Willensrichtungen andere sind, nicht dadurch, daß sie schwächer sind oder daß ihm einige fehlen. Der Mensch, welcher zu ihnen kommt, erwartet und findet Verschiedenes, wenn die Sprache auch in allen Fällen das immer nur als „Kunstgenuß" bezeichnet; nur die Freude, welche durch die Kennerschaft entsteht, weil sie intellektueller Natur ist, wird immer gleich sein: über die Vertikale und den roten Mantel kann ich mich bei Jan Steen ebenso freuen wie bei Raphael; aber diese Kennerfreude, diese Theologie, ist etwas anderes wie der „Kunstgenuß", die Religion; der „Kunstgenuß" ist ethische Tat, denn sie ist das Aufnehmen des Wertvollen einer fremden Seele.

Sehe ich ein Drama wie etwa die Weber, so wird die vorherrschende Empfindung, die erzeugt wird, das Mitleid sein. Ich erblicke Menschen von der Art, wie sie mir täglich begegnen, die sehr leiden. Da ich ja aber doch weiß: auf der Bühne sind nicht wirkliche Weber, sondern nur Schauspieler, welche Weber darstellen, so wird nicht das wirkliche Gefühl

Mitleid erzeugt, sondern, wie für das Kunstwerk notwendig, das Scheingefühl Mitleid. Das wirkliche Gefühl und das Scheingefühl haben aber verschiedene Folgen. Das wirkliche Mitleid ist peinigend und demütigend; das Scheingefühl Mitleid ist erfreuend. Ein Mitleid, welches Freude macht, ist Sentimentalität. Das ist etwas Warmes und Liebes, dem sich alle Menschen gern hingeben werden.

Sehe ich ein heroisches Drama wie Corneilles Cid, so werden mir Menschen dargestellt von einer Art, die sehr selten ist, mit der ich vielleicht nie in Berührung komme, zu der ich deshalb kaum eine gemütliche Beziehung habe, die vielleicht höchstens eine kalte Neugierde in mir erwecken; daß sie nur dargestellt werden, nicht die wirklichen Menschen sind, ändert in bezug auf sie nichts, es macht mich höchstens noch kälter. Aber die Menschen sind Träger von Empfindungen, die, mögen sie von Schauspielern oder von den wirklichen Personen ausgesprochen werden, immer den gleichen Wert haben müssen: daß sie vor mir als sittliche Ideale stehen, deren Verpflichtung für mich zuungunsten meines gemeinen Menschen ich immer anerkennen muß. Je nach meiner Natur wird diese Anerkennung mit Begeisterung oder mit Widerwillen vor sich gehen. Die Sittlichkeit des Helden (selbstverständlich handelt es sich um die höchste poetische Sittlichkeit) erzeugt Konflikte: das sind aber meine eigenen Konflikte, denn ich habe mir ja sein sittliches Gesetz auferlegen müssen. Etwas Warmes und Liebes entsteht da ganz gewiß nicht in mir, auch keine Freude an mir selbst oder meinen Gefühlen.

Nehmen wir nun das höchste Drama, das religiöse; wählen wir als Beispiel den König Oedipus. Hier sind mir die Menschen noch fremder und, als Menschen, noch gleichgültiger. Was mit ihnen geschehen ist, erkenne ich als teils unmöglich, teils mir gänzlich fernliegend. Aber durch die Handlungsführung und andere Mittel, welche reine dramatische Form sind, wird mir die Abhängigkeit des Menschen, meine eigene Abhängigkeit, von furchtbaren überirdischen Mächten, sowie die Rückwirkung der Menschen, in die Empfindung geprägt; ich empfinde einen religiösen Schauer und habe damit die höchste Empfindung, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Hier ist völlig alles Wärmende verschwunden, alles Menschlich-Nahe; soweit noch Menschliches vorhanden ist, hat der Dichter es so entfernt, daß es nicht mehr wirken kann; das Wirkende muß man auf eine Art Mathematik zurückführen, wie bei der großen Musik: auf Spannung, Lösung, Verhältnisse und Beziehungen. Das Werk ist ganz kalt geworden.

Die medizeische Venus würde ein kühner Mann umarmen: die melische müßte selbst die frechsten Begierden mit Eis überschütten. Jene verspricht Glück, diese sagt: das Glück ist nur für gemeine Seelen, es gibt Höheres: Stolz, Einsamkeit und Kälte. Und man kann sicher sein: jedes Kunstwerk, das erfreut und beglückt, ist klein.

In dem furchtbaren Gedicht auf sein Alter sagt Michel Angelo:

La mia allegrezz' è la maninconia,
E 'l mio risposo son questi disagi,
Che chi cerca il malanno, dio gliel dia.

Er empfindet sein Geschick als zufällig: aber es ist typisch. Jeder Große findet das Unglück, weil er es suchte: er suchte es, weil ihm das Glück nicht genügte. Und es ist falsch, wenn er sich darüber beklagt, wie es falsch ist, wenn der Mensch sich beklagt, daß er unglücklicher ist wie das Tier, das Tier unglücklicher wie die Pflanze. Was ist natürlicher, als daß ihm seine Zeitgenossen zunächst Feindschaft, später höchstenfalls eine scheue Achtung zollen, die bereit ist, sofort wieder in Feindschaft umzuschlagen — ihre Liebe und auch ihre Verehrung heben sie für die auf, welche ihnen etwas geben, nämlich Freude und Glück, und nicht etwas von ihnen verlangen, nämlich Entsagung und Erhebung. Und was ist natürlicher, als daß der Nachruhm für den glücklichen Geringern ein heiteres Weiterleben seiner Werke bedeutet in frohem Empfangen der Menschen — für den Großen nur ein gezwungenes Wissen um ihn, wie die Völker von ihren toten Tyrannen wissen, ein Leben seiner Werke nur für die ganz wenigen, die ihm gleichen. Aber sollten diese wenigen nicht alle andern aufwiegen?

Frühling

Die Sonne wohnt nun wieder auf dem Domplatz,
und Kinder spielen um den alten Brunnen . . .
ein Taubenvolk glänzt kupfern vor den Stufen,
und schwer wie Schwämme, die ganz vollgesogen
mit Licht sind, schweben Wolken. Es ist Frühling.

An einem offnen Fenster auf dem Domplatz
sitzt alle Tage nun ein blasses Fräulein . . .
Sie sieht nicht Wolken, nicht die schönen Tauben, —
sie muß für Fraun, die wenig von ihr wissen,
den ganzen Tag lang bis tief in die Nacht
Kostüme dichten, seidne Hüte putzen,
und kalt und streng sind immer ihre Züge, —
nur manchesmal, wenn unter ihrem Herzen
ihr Kind, das keimende, ganz leise pocht,
als tastete nach Licht das dumpfe Seelchen, —
dann glühn die bitteren Lippen. Es ist Frühling.

Hans Carossa

Letzter Gang durch den Sommer

Da Schnittersang
und Sichelklang
aus reifen Feldern schallen,
um Sommers Lohn
Rade und Mohn
zu schweren Aehren fallen,
— ich und die andern gehn im Tal, —
da grüßt die grünen Berge noch einmal
der Abschied von uns allen!

Ihr seht genug:
Der Schnitter Krug
auf schlichten Schattenbänken,
kleines Gefährt,
das heimwärts kehrt,
zwei Bauernkinder lenken.
Ich geh vor euch . . . Ihr plauscht und lacht,
fast jeder Abhang hat euch zugedacht
ein freundlich Tücherschwenken.

Daß ich's noch trag'
den letzten Tag!
Ich halt zur Stirn die Hände;
halb schließ ich zu
das Aug und tu
als ob das Licht mich blende.
Bemerk nur niemand, daß ich wein'
und ärmer bin als wie der Meilenstein
an dieses Feldes Ende.

Max Mell

Rundschau

Theater

Lessingtheater: Ibsen, Gespenster. Ibsen ist heilig gesprochen; die Gläubigen mögen sich damit abfinden, wie sie wollen. Im kanonischen Prozeß sind die „Gespenster" unter den obersten Wundern registriert; es ist Ehrensache, sich von der Gewalt dieser modernen Schicksalstragödie umwerfen zu lassen. Zwar kann das Drama nur dann für eine Schicksalstragödie gelten, wenn Frau Alvings Mutterschicksal im Mittelpunkt der Tragödie steht, und ich vermute, daß diesen Mittelpunkt vielmehr der Darsteller Oswalds einnimmt, — eines Unglücklichen, der einen pathologischen Fall illustriert. Es gibt Menschen, die vielleicht vor Mitleid und Grauen zusammenbrächen, wenn ihnen ein von seinem eigenen Vater Gezeichneter, ruhmlos Unglücklicher wie Oswald begegnete, und die vor seinem Gespenst, wenn es in den ideologischen Bezirken der Kunst auftaucht, nicht viel weniger als Ungeduld verspüren. Wie, wenn Hedda Gablers Schicksal ausdrücklich darauf beruhte, daß sie an einem Unterleibskrebs litte? Wenn der König Lear lediglich einen Fall königlicher Gehirnerweichung darstellte? Und Hamlet, ja, was hätte Möbius, dieser Fanatiker der Pathologie, wenn er Talent gehabt hätte, aus Hamlet gemacht? . . . Bei den „Gespenstern" denk ich immerfort (aber als an etwas in seiner undichterischen Schlichtheit Vollkommeneres), ich denke: Brieux . . . Les Avariés . . . Die „Gespenster", meine ich also, sind ein Gericht. Zu einem Pamphlet, zu irgendeiner begeisternden Gewalttat, einer Moralistengenietat hätte sich der gekniffene Sektierermund Ibsens nie geöffnet. Ein korrekteres, peinlicheres Genie als Ibsen hat es nicht gegeben; neben ihm nimmt sich Flaubert aus wie ein Lüdrian. Protestantisch ist er, wie ein Sektierer. Nordisch; hu! Hellseherisch in der Art mittelalterlicher Heimtücker, scharf und kalt wie ein Rasiermesser, mehr als aufrecht: steif, gefroren; ein Apotheker mit Weinlaub im Haar — Lövborg, Lövborg, du seine bessere Seele! — ein entgleister Bürger mit dem großen Katzenjammer zum Schluß, und Elegien und Palinodien! Ich bewundere ihn, staune ihn an, und er war von je und bleibt mir in der Seele zuwider. Die „Gespenster" hasse ich, weil sie ein Kunstwerk sind, von einem Wiedertäufer verdorben, ein mit allen Finessen eines außerordentlichen Handwerks und verstockten Lyrismen aufgemachtes Gericht; solche Gerichte widerstreben mir, so sehr ich mich für ein Pamphlet begeistern könnte.

. . . Die Neueinstudierung im Lessingtheater zeigten Brahms Leute auf der alten Höhe. Bassermann, als Oswald, kam mit dem knappen, blassen Schädel eines Degenerierten, mit umschatteten Augen. Die Straffheit seines Mundes zuckte schmerzlich, seine ursprüngliche Güte war von der Qual vergewaltigt, unfähig, sich anders als in der idiotischen Grimasse des Endes zu lösen. Er kam als ein Kranker, er blieb ein Unglücklicher, der schmählich verzweifelt. Nichts mehr. Bassermann löschte noch das Fünkchen jugendlicher Glut, das in Oswalds irren Aengsten schwelt, er verwischte die schmachtende Strophe: Die Sonne — Die Sonne . . . Sie war nur noch ein Idiotengestammel. Else Lehmann gab die Mutter ebenso erdenhaft, nordisch-korpulent, aller andern Schönheit als der innersten ihrer armen Mütterlichkeit beraubt. Der größte Mensch auf der Bühne war Sauer; um ihn ist immer ein stiller Glanz, der Abglanz nicht nur seiner Kunst, aber seines eigenen Menschen. Ida Wüst spielte eine zuerst von ihr und dann vom Regisseur vergröberte Regine, den Engstrand Reicher, der sich sofort durch ein charakteristisches Knurren zu erkennen gab, worauf es ihm nicht schwer fiel, sich den ganzen Abend treu zu bleiben.

René Schickele

Das Fragezeichen des Ruhms

Herr H. A. L. Degener in Leipzig hat vor drei Jahren den allerliebsten Gedanken gehabt, unter einem gewaltigen weißen Fragezeichen alles das zu versammeln, was man, wenn man liebenswürdig ist, die Elite der Zeitgenossen nennen mag. Er sandte, ich weiß nicht wieviel tausend Fragezettel in die weite Welt, stellte die zurückgekommenen hübsch in Reih und Glied nach der Rangordnung des ABC, die sehr gerecht ist, weil sie keine Rangordnung bedeutet, und hatte sogleich ein gewaltig dickes Buch beisammen, dem er den Titel (nach einem englischen Vorbilde) gab: Wer ist's? Ein Jahr später (1906) leuchtete das weiße Fragezeichen des schwarzen Umschlags zum zweitenmal auf, und siehe, die Elite war um 1600 Berühmtheiten gewachsen. Heute sind's schon 18 000 im ganzen. Woraus man wohl ersehen mag, daß Herr H. A. L. Degener ein

weites Herz hat und ein gescheiter Ruhm-Verleger ist. — Wenn, o Leser, dein Schneider Kommerzienrat ist, so wirst du auch ihn darin finden, und du wirst, hoffe ich, nicht eher ruhen, als bis auch du Kommerzienrat und Ritter des weißen Fragezeichens bist. — Demnach kann die ethische Bedeutung des Pantheon Degeneri keinem Zweifel unterliegen. Auch befindet es sich auf dem Schreibtisch Seiner Majestät, und von der Vossischen Zeitung bis zur Staatsbürgerzeitung sind alle Gazetten seines Ruhmes voll. Item: Eine Sache.

Schade nur, daß selbst die achtzehntausend Glorreichen keineswegs a l l e die umfassen, denen der Ruhm den durch alle Blätter schallenden Kuß auf die Stirne appliziert hat. Nicht einmal alle Flügeladjutanten Seiner Majestät stehen darin! Herr Degener! Herr Degener! Wo haben Sie Ihre Gedanken gehabt! Auch suche ich vergebens den Ober-Staatsanwalt Isenbiel, von dem ich gerne erfahren hätte, welches seine „Lieblingsbeschäftigung" ist. Was hilft es mir, dafür beim Blättern auf Gloriositäten zu stoßen, wie: F r a n z, Karl, Brauereibesitzer in Rastatt, und S c h u h, Georg, Verleger des Münchener Tageblatts, der, wie ich nun zu wissen so glücklich bin, auch einen „ziemlich großen Scheibenverlag" gegründet hat und Briefmarken sammelt? Viel lieber wüßte ich, was Franz Blei sammelt (obzwar ich's ahne); welches die Ahnen von Alfred Kerr sind, womit sich Josef Ruederer am liebsten beschäftigt, welche Orden Thomas Theodor Heine hat. Aber von diesen finden sich nicht einmal die Namen in Degeners Walhalla. Sie sind gefährlich, Herr Degener! Wenn nun Seine Majestät sich über Blei, Kerr, Ruederer, Heine orientieren will und im „Wer ist's?" nachschlägt, — wer anders als Sie ist dann schuld daran, wenn Wilhelm II. auf die Idee kommt, daß diese berühmten Männer ein Nichts sind? Aber auch paradox sind Sie. So, wenn Sie zwar Siegfried Wagner unter die achtzehntausend aufnehmen, nicht aber Frau Cosima. — O, wohl mit Recht steht ein Fragezeichen über Ihrem Ruhmestempel. Dieses Fragezeichen ist ein prachtvoller Einfall. — Schade, daß die Fragezettel nur zu einem kleinen Teile gewissenhaft ausgefüllt worden sind. So hat anscheinend kein Dichter es für angebracht gehalten, Herrn Degeners Wunsch zu erfüllen und zu verkündigen, welcher politischen Partei er angehört. Aber auch ihre Orden haben nur drei verraten: Walter von Heymel, Detlev von Liliencron, Eduard von Tempeltey. Selbst über ihre Vereinsangehörigkeit schweigen sich die meisten aus. Doch erfahren wir auf diesem Umwege, warum O. J. Bierbaum Abstinenzler ist: er entpuppt sich als alter Herr eines Leipziger Korps. Auch ihre Lieblingsbeschäftigung verraten viel zu wenige der Ruhmgekrönten. Es wäre gewiß interessant gewesen, wenn die Grafen Lynar und Hohenau darüber unter dem Fragezeichen ausgesagt hätten. Aber man erfährt nur ihre Adresse. Graf Kuno Moltke gibt dagegen auch seine „Werke" an: „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch. Komposition." — Unter den Dichtern sind die Ausländer mitteilsamer als die Deutschen. (Wolzogen steigt gern auf Berge und macht Musik; auch photographiert er; Herbert Eulenberg schwärmt für Reisen; Meyrink, der sich auch als Angehöriger „einiger öffentlich unbekannter indischer okkulter Vereinigungen" bekennt, beschäftigt sich mit psychologischen Phänomenen, Yoga, Mediumismus, Mystik, Schach, Ruder- und Segelsport.) So erfahren wir z. B. von Rostand, daß er Republikaner ist und gern auf dem Lande lebt, und von Shaw, daß er mit Vorliebe Rad fährt und schwimmt, auch Vegetarier ist. (Wichtig für Kritiker, die auf Geist halten!) Uebrigens entschädigen einige Herrschaften für das, was die andern verschweigen, durch ein Plus von Vertraulichkeit. So Eberhard Kraus in Steglitz, der uns nicht allein seinen Reichtum an Lieblingsbeschäftigungen, sondern auch ein hübsches Selbstporträt zum besten gibt: „Blond, groß, stattlich, Gesicht unschön und trotz rein germanischen Stammbaumes Spuren des flachen finnischen (mongoloiden) Typus."

Wahrlich, ich sage euch: Dieser Eberhard hat den Sinn des Degenerschen Fragezeichens v o l l und g a n z (hier m u ß man so sagen, Dr. Wustmann!) erfaßt.

Lpt.

Zur Psychologie der Vortragskunst

Es ist ein unbeschreiblicher geistiger Reiz, den Dichter als Vorleser seines Werkes zu denken. Der Dichter erlebt beim Vorlesen jenen mystischen Abdruck der Schöpfung, als er aus einem schwankenden Grunde von Worten, Bewegungen und Tonnuancen eine plastische Gestalt herausholt, und diese Neuschöpfung gibt seiner Sprache eine besondere Färbung, eine umfassende Weiche und Zartheit, eine Aufnahmefähigkeit allen Eindrücken gegenüber. Er gibt das Echo schwermütiger und heiterer Erlebnisse verstärkt und leicht zurück. Das verlangt nun vom Dichter nicht, daß er ein großer Schauspieler sei. Es genügt ein nachgiebiges Material, das willig ist, die Nuance seiner Sprachgebung im Klang der Laute, in der Folge der Tempi wiederzugeben. Nicht die schöpferische Belebungskraft des Schauspielers wird von ihm verlangt, die gleichsam nur räumlich denkbar ist, eher die reine Geistigkeit des Reliefs, die Illusion des Epischen, aus dem sich Menschen und Dinge träumend und kämpfend gebären, wie die Menschen Rodins, noch versunken im Schoße des Stoffes.

Das Individuelle dieser Vortragsart wurde mir klar, als im „Verein für Kunst“ Heinrich Mann einige Fragmente seines Schaffens las. Unter den Zuhörern waren einige, die stumm den ganzen Reiz dieser Situation auskosteten. Das Gros war voll gedämpfter Brutalität, mit einiger Achtung für die besondere Art des Mannes, der kalt und voll verschlossener Schauer sein Werk von Mund zu Mund preisgab. In der Presse begönnerte man den schlechten Vortrag.

Diese Einstimmigkeit der Ablehnung des Vortrags machte mich nachdenklich. Sie widersprach zu kraß der Beobachtung, die ich an einigen Freunden und an mir selbst zu machen Gelegenheit fand. Vielleicht ist es von Nutzen, bei dieser Gelegenheit einmal über das Prinzipielle der Vortragskunst nachzusinnen, um ihr Gebiet abzugrenzen gegen das Schauspielerische, das die Zuhörer zu erwarten schienen. Ich erinnere an einen Aufsatz Richard Dehmels (im Tag), der so gegen die Exaltationen stimmbegabter Mimen schrieb. „Solange die Fachleute dieser (Vortrags-) Kunst ihre konventionelle Technik für ein Universalrezept halten, solange sie noch nicht begriffen haben, daß auf dem Podium des Konzertsaals eine andere Stimmführung nötig ist als auf der Bühne des Zuschauerraums, solange ist es verzeihlich, wenn die Dichter nach Kräften mitdeklamieren.“

Im vergangenen Winter erlebten wir diesen von Dehmel ganz vortrefflich skizzierten Fall des deklamierenden Mimen: als nämlich Marcell Salzer „Lyrik und Balladen“ vortrug und jedes Wort mit so starken Oelen salbte, daß das Parfüm unerträglich und allzu aufdringlich wurde. Hier war kein Unterschied, der einen Vortragenden und einen deklamierenden Mimen verriet. Jedes Wort suchte so handgreiflich nach Wirkung, war so stark von Bewegungen umsponnen, zog sich ganz klein zusammen und wuchs im nächsten Moment wieder riesengroß auseinander, daß nur ganz Bescheidene von dieser „Vortragskunst“ einen Gewinst mit nach Haus nahmen. Aber an diesen Beispielen wird man sich selbst klarer, und zugleich wird es zur Notwendigkeit, die Grenzen der Vortragskunst gegenüber der Schauspielkunst festzusetzen. Um sie bestimmen zu können, muß vor allem ihr gemeinsames Mittel, die Sprache, geprüft werden.

Die stimmliche Ausbildung des Schauspielers gründet sich auf die Modulationsfähigkeit des Sprachorgans. Der Schauspieler soll für jeden Reiz, der seine Nerven trifft, eine kongruente Tonlage finden. Seine unsichtbare Seelentätigkeit soll im Ton versinnlicht werden. Diese Tätigkeit der Stimme wird unterstützt durch eine Tätigkeit der Mienen und Gesten, die von demselben Prinzip reguliert werden, das den Ton abstimmt. (Es ist für unsere Zwecke zunächst unbeträchtlich, ob dieses erste Prinzip eine Tätigkeit der reflexiven Vernunft oder des Instinktes ist.) Eine bestimmte Sprachnuance erhält ihre Wirkung erst durch eine korrespondierende Assoziation der Gebärde und wird widersinnig, wenn diese dem inneren Sinne der Sprache widersteht. Die Sprache erlangt auf der Szene erst die suggestive Wirkung, die mehr als eine kühle Mitteilung des Wortsinns ist, durch eine gleichgestimmte Bewegung des äußeren Apparates. Hierzu tritt noch das Bühnenbild, das dem Schauspieler gleichsam eine über sein Eigenes hinaus neue Kontur gibt. Er ist also durch mehrfache Bedingungen bestimmt und muß sich unterordnen. (Ich denke noch nicht einmal an das Ensemble.) Der Schauspieler zielt immer auf eine Pose, das Wort einfach im Sinn einer bildhaften Stellung. Er erzielt im letzten Grunde nie die Illusion des Lebens, sondern nur einen Ausschnitt aus dem Leben eines Individuums, und fast immer einen genrehaften. Das Stimmliche ist ihm ein Mittel unter Mitteln und dem Pantomimischen etwa gleichgeordnet; wie der Gestus den Ton gleichsam unterstreicht, so vertieft der Ton die Gebärde. Er verstärkt

das Wort und wird also pathetisch. Der Schauspieler muß starke Akzente haben, um die Sprache nicht der Geste unterzuordnen, die notwendig, groß und bildhaft bleiben muß. Und hier tritt sein Intellekt in Wirksamkeit, der das Pathetische auf das Maß des Natürlich-Scheinenden zurückführt. Der Begriff des Natürlichen auf der Szene ist fraglos ein anderer als im gewöhnlichen Leben, er schließt immer noch das Gesteigerte in sich, wie es die Form der szenischen Sprache bedingt. Der Schauspieler spricht immer nur den Schlußsatz einer langen Reihe von Worten, und eigentlich immer Epigramme, es ist die Feinheit seines kritischen Vermögens — ich entscheide nicht, ob es sich dabei um Reflexion oder Instinkt handelt — das Zusammengedrängte durch die Beweglichkeit seiner Gebärden aufzulösen und den Schein des Tagüblichen vorzuspiegeln. Die Dominante seiner Sprachkunst ist die hochgeschwellte Begeisterung — dieses Wort einfach als letzte Steigerung des Tonfalles genommen —, obgleich er nun nicht etwa das geringfügige Wort mit aller Kraft seiner Lunge gegen die Kulissen brüllen soll. Sondern man versteht das so: er spricht in der höchsten Tonlage, die der jeweilige Sinn der Worte zuläßt, ohne eben dem Sinn durch Uebertreibung zu widersprechen. Der Schauspieler steht an der Grenze von Steigerung und Uebertreibung, und das ist es, was ich als Sinn des Pathetischen nennen möchte.

Dem Vortragskünstler ist die Sprache das einzige Mittel. Ihm fehlt die Szene, und jede Gebärde, die im Theater wundervoll sein könnte, würde bei ihm zusammenhanglos im Raume liegen. Das Pathos würde ihn sinnlos machen, man würde unwillkürlich nach dem „Warum“ fragen und keine Antwort finden als die Eitelkeit und Unkunst des Vortragenden. Er setzt dafür eine andere Sprachbehandlung ein. Sprachkunst im reinsten Sinne des Wortes. Das Pathos des Schauspielers bedeutet ein gewisses Erheben der Stimme um mehrere Grade, die seelische Qualität gibt den Ausschlag, daher wandte ich das Wort „Pathos“ (Leidenschaft) an. Die Kunst des Vortragenden — ich möchte sie rhetorisch nennen — beläßt die Sprache auf ihrer Linie, sie fügt den Worten nichts hinzu, entleert sie aber ihres letzten Gehaltes, sie steigert nicht, sondern schüttet aus (sozusagen), sie sucht nicht mit der Heftigkeit des Bildners die Situation zu unterstreichen, sondern gibt sich der musikalischen Sinnlichkeit des Wortes hin. So erhält er den Stil, der dem Schauspieler immer fehlt. Der Schauspieler muß stillos sein und anonym: er taucht vollkommen unter in die seelische Spannung des dargestellten Menschen, und man begreift erst seine Individualität, wenn er unserer Illusion des Dargestellten widerspricht. Es ist vielleicht die Tragik des Mimen, den bestimmenden Zug des Persönlichen mildern oder wohl gar aufgeben zu müssen und sich proteisch im Stil eines anderen zu lösen, der nicht selten die geringere künstlerische Potenz ist. Aber dieser Stil wird im Vortragenden deutlich, der nicht durch eine Gesamtheit mitwirkender Kräfte gezwungen wird, sich abzustimmen, sondern auf sich gestellt ist und tatsächlich frei. Er verzichtet auf plastische Versinnlichung und wirkt vertraulicher, intimer als Sprachkünstler. Er bleibt der Erzähler und distanziert vom Geschöpf. Daher die Stillosigkeit kostümierter Vorträge. Und will es ein glückliches Schicksal, daß sich das dichterische Vermögen mit dem stimmlichen eint, so gelangen wir zu den Abenden, wie dieser, an dem Heinrich Mann las.

Ich denke mit Schaudern an die schlimmen deklamatorischen Darbietungen, die wir hier von Mimen anonymsten Ranges gewohnt sind, derb pointierend, durchaus nach Art von Vorstadt-Chansonniers und mit grotesker Verbeugung vor dem Ende. Es ist ihnen nie zum Bewußtsein gekommen, daß das Deklamieren auf der Szene, wie es etwa Schiller herausfordert, noch ein ganz anderes ist als auf dem Podium, und ich kann es wohl begreifen, wenn eine Jungfrau von Orleans in dekolletierter Robe nach der Fahne greift und verwirrt in der leeren Luft tastet. Das Deklamieren auf der Bühne ist erstarrtes Pathos, die Situationen werden abgebrüllt, wie ein allzueifriger Regisseur mit Requisiten prunkt, die das szenische Bild starr und leblos machen. Die Vortragskunst hat ihre eigene Gesetzlichkeit. Sie verlangt die Ausübung ihrer besonderen Methode, und wer sich ihr widersetzt, gelangt zu Stillosigkeiten gleich denen Marcell Salzers, die ein einigermaßen verwöhntes Ohr zu Schaudern und Entsetzen bringen. Und er wagt dabei, nicht einmal als ein so guter Schauspieler zu scheinen, wie uns allen Marcell Salzer im Gedächtnis geblieben ist.

Hanns Fischers

Wo liegt Hutten begraben?

Alle Nachrichten über Hutten stimmen darin überein, daß seine Grabstätte unbekannt sei; sie sei aber auf dem Kirchhof bei der Kirche von Peter und Paul auf der Ufenau zu suchen. Auch sein bester Biograph, D. Fr. Strauß, weiß nichts anderes zu berichten. Freunde hätten ihm einen Grabstein gesetzt mit der Inschrift:

„Hic eques auratus jacet oratorque disertus,
Huttenus vates, carmine et ense portens."

Auch von diesem Stein ist nichts mehr zu finden, vermutlich ist er nach einem der schweizerischen Religionskriege beseitigt worden. Strauß macht darüber eine Bemerkung: Die einsiedelschen Mönche — denen die Ufenau heute noch gehört — hätten ein Heiligtum dieser Art auf ihrer Insel nicht brauchen können. Wie zutreffend diese Bemerkung ist, beweist ein Vorfall vom vergangenen Sommer, wo Züricher Studenten gemeinschaftlich hinausfahren wollten zur Ufenau, um eine Hutten-Gedenkfeier dort abzuhalten; als sie aber zur Ufenau kamen, wurde ihnen die Landung verboten.

Leider konnte ich nicht erkunden, ob man bei diesem Akt nicht ein Lachen über oder aus dem Rohr der Ufenau gehört hat.

Die Mönche von Einsiedeln schweigen sich „natürlicherweise" darüber aus und hüten ihr Archiv mit Argusaugen; es ist schon aus diesem Grund anzunehmen, daß in ihm etwas Bestimmtes darüber zu erfahren wäre. Sehr wahrscheinlich wissen auch noch einige Anwohner der dortigen Seegegend etwas Näheres; auf alle Fragen weichen sie aber offensichtlich aus, vermutlich, weil sie von den Mönchen dazu angehalten werden oder teilweise von ihnen abhängig sind.

Vor einiger Zeit suchte ich nun auf der Bürgerbibliothek zu Luzern, welche zugleich eidgenössische Sammelstelle für vaterländische Werke vor 1848 ist, nach historischen Nachrichten über die Ufenau zur Zeit der Reformation. Da fand ich zufällig in einer Topographie der Eidgenossenschaft von O. Herrlisberger, Gerichtsherr zu Maul, eine Notiz, die folgendermaßen lautet: darauf (auf der Ufenau) stehen zwei Kirchen, in der einen ist das Monument des da begrabenen S. Adalrichen, Herzog Burckhardts des Ersten in Schwaben gewesenen Sohns und Konventualen zu Einsiedeln, in der anderen liegt begraben der berühmte fränkische Poet O. Ulrich von Hutten, Ritter. Diese andere Kirche ist die Michaelskapelle.

Trotzdem die genannte Topographie bei Caspar Ziegler erst im Jahre 1754 erschienen ist, also 230 Jahre nach Huttens Tod, trotzdem hat obige Angabe des Begräbnisorts sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich; denn erstens mögen um jene Zeit, da die Zugehörigkeit verschiedener Uferorte zur Kirchgemeinde Ufenau noch nicht gar zu lang erloschen war, noch sehr viele Bewohner der nächstliegenden Uferorte etwas Bestimmtes gewußt haben, und zweitens hatte der mit Lessing beginnende neue Kulturkampf noch nicht begonnen; für die Mönche war also noch kein so großer „Grund" zur Verheimlichung vorhanden. Und noch etwas spricht dafür: die Gewohnheit und Sitte des Mittelalters. Streng getrennt von den Bürgern und Bauern, meistens auch nicht auf offenen Friedhöfen, sondern in Kirchen und Kapellen, Schlössern und Klöstern, wurden die „Herren", weltliche und geistliche, begraben. Auch auf der Ufenau war es so; nur daß bis und nach Hutten nie ein weltlicher, wohl aber mehrere „geistliche Herren" begraben wurden, so der erwähnte Herzogsohn und Konventual Adalrich, dessen Gebeine später nach Einsiedeln geschafft wurden, ein von Geroldseck, auch Konventual, und andere mehr.

Nun kam aber mit Huttens Tod der ganz außergewöhnliche Fall, daß ein „weltlicher Herr" auf der Insel starb. Ihn zu den geistlichen Herren in die Kirche von Peter und Paul zu legen, ging nicht gut an, ebensowenig aber auch, ihn vor die Kirche unter die Bauern zu legen; so mag wohl Schnogg, der damalige Konventual, oder auch Zwingli — noch gab es ja keine äußerlich getrennte Kirche — auf den Gedanken gekommen sein, ihn in die Michaelskapelle zu legen; vielleicht mag auch eine Weisung, „daß er nicht zu den geistlichen Herren passe", vom damaligen Abt von Einsiedeln ausgegangen sein. Wie dem auch sei: die Tatsache, daß nach mittelalterlichem Brauch weltliche und geistliche Herren gesondert und diese beiden wieder gesondert von Bürgern und Bauern und entgegen diesen in geschlossenen Räumen begraben wurden, spricht für die Annahme, daß Hutten in der Michaelskapelle begraben liegt.

Um mir nun Gewißheit zu verschaffen und Belege für die Richtigkeit dieser Annahme beizubringen, fuhr ich vor einiger Zeit nach der Ufenau und ließ mir von einer der Mägde die Schlüssel zu den beiden Kirchen geben, die mir auch bereitwilligst ausgehändigt wurden, da die Magd wohl in der guten Meinung war, ich wolle beten. Wirklich ging ich auch unter beständigem Beten hinauf zu der Kapelle, aber mein Gebet war der fromme Wunsch: Wenn ich doch etwas finden würde! Laß mich etwas finden, Spürsinn! Beständig von diesem frommen Wunsch begleitet, durchsuchte ich die ganze Kapelle, selbstverständlich ohne etwas zu beschädigen. Jeder äußere Anhalt versagte aber; kein behauener, auch kein eingelassener Stein, nicht einmal eine Spur einer Gruft oder eines Grabes waren zu finden; der Boden der unbestuhlten Kapelle ist mit ca. 16 cm messenden, quadrischen, einfachen Ziegelplättchen ausgelegt, die wohl dem sechzehnten Jahrhundert entstammen dürften; der Boden des kleinen Altarraums scheint aus einer großen, neuerer Zeit entstammenden Betonplatte oder mit Betonmasse überzogenen Steinplatten zu bestehen. Durch Hämmern und Klopfen und durch Horchen auf widerdröhnenden Hall glaube ich aber zwei Hohlräume feststellen zu können,

und zwar einen, der mir durch Horchen sicherer erschien als der andere, im Altarraum, links vom Altar, rechts vom Eintretenden, nahe der Wand, und einen beim früheren, nicht jetzigen, Eingang zu der Kapelle. Sollte einer dieser Hohlräume Huttens Körper beherbergt haben, vielleicht seine Gebeine jetzt noch in sich fassen?

Die tatsächliche Existenz dieser Hohlräume müßte natürlich erst bewiesen werden; ich habe sie, wie erwähnt, nur feststellen können, soweit dies durch Horchen und Klopfen und wieder Klopfen und Horchen ohne Täuschung festgestellt werden kann. Der Beweis dürfte aber wohl schwerlich zu erbringen sein, da die Mönche von Einsiedeln, die ihr Archiv dem kulturhistorischen Forscher verschließen, einem solchen wohl kaum die Erlaubnis geben werden, die Michaelskapelle mit dem Spaten nach Huttens Grabgewölbe zu durchsuchen.

Bedauerlich bleibt so und so die „Toleranz" der Mönche!

Otto Schwarz

Deutsche Seeschiffahrt

Als sich im Herbst des vorigen Jahres der Zusammenbruch der Weltkonjunktur durch die Zahlungseinstellung einer Anzahl amerikanischer Banken ankündete, wußte man bereits, daß die deutschen Schiffahrtsgesellschaften nicht im geringsten Maße die Leidtragenden sein werden. Ließ sich auch noch nicht übersehen, ob Deutschlands Industrie von dieser Krisis nicht stärker betroffen werden würde, als es schließlich der Fall war, so galt doch eine Abnahme des Exports nach den Vereinigten Staaten für sicher, und es war nicht mehr schwer, hieraus die notwendigen Folgerungen auf die Lage der deutschen Seeschiffahrt zu ziehen. Aber niemand ahnte, daß dieser Rückschlag so heftige Formen annehmen werde, wie sie uns jetzt offenbar werden. Mehrfach wurde noch während dieses Jahres von den Schiffahrtgesellschaften versucht, die wahre Situation ihres Geschäftes zu verdunkeln; sie wollten neues Kapital aufnehmen, um die Betriebsmittel zu verstärken, und darum ihre Aktionäre nicht erschrecken. Der Abschluß, den der Norddeutsche Lloyd nunmehr veröffentlicht hat, übertrifft, obgleich nur wenige Ziffern bekannt geworden sind, die schlimmsten Befürchtungen. Die Betriebsüberschüsse haben im ersten Semester einen Ausfall von etwa 11 Millionen Mark gegen dieselbe Zeit des Vorjahres ergeben; dabei sind hiervon die naturgemäß auch geringeren Unkosten bereits in Abzug gebracht. Im ganzen Jahre 1907 hatte der Lloyd einen Betriebsüberschuß von 23,689 Millionen Mark; rechnet man, daß drei Viertel des Gewinnes (wie es erfahrungsgemäß der Fall ist) auf das erste Semester entfallen, so ergibt sich für diese Zeit die Summe von etwa 17,7 Millionen Mark. Da die Abnahme des Ueberschusses diesmal 11 Millionen Mark beträgt, so wären nicht mehr als 6,7 Millionen Mark verdient worden. Wenn das Geschäft im zweiten Semester nicht besser wird, kann das ganze Jahr also nicht mehr als $8^1/_2$ Millionen Mark Betriebsgewinn ergeben. Die Abschreibungen allein betrugen im Vorjahre etwa 16 Millionen Mark. Man wird daher die Reservefonds heranziehen müssen, um überhaupt nur Abschreibungen vornehmen zu können. Ein nettes Ergebnis, an dem die Verwaltung, wenn man ihren Versicherungen glauben wollte, keinerlei Schuld trifft. Doch diese Worte werden mit Vorsicht zu bewerten sein; noch niemals hat eine Aktiengesellschaft erklärt, daß unrichtige Dispositionen der Direktoren den Schaden verursacht haben. Immer wurden die „wirtschaftlichen Verhältnisse" vorgeschoben, immer wurde übersehen, daß gerade die Kunst, das Auf und Ab der Konjunkturschwankungen richtig prognostizieren zu können, die Stärke des Industriellen ausmacht.

War die amerikanische Krisis nicht vorauszusehen? Sicherlich konnte sie nicht auf den Tag berechnet werden, gewiß aber schon anderthalb Jahre zuvor deutlich erkannt werden. Zu derselben Zeit, als die amerikanischen Bankiers alle nur denkbaren Mittel anwandten, um gegen ihre Wechsel in England, Frankreich und Deutschland Geld gegen abnorm gestiegene Zinsen aufzutreiben, erhöhten die Schiffahrtsgesellschaften den Bestand ihrer Fahrzeuge, nahmen zu diesem Zweck Kapitalvermehrungen vor und erteilten sogar noch im Frühling 1907 neue Aufträge für Schiffslieferungen, deren Ausführung sich auf Jahre erstrecken sollte. Nun ist der Norddeutsche Lloyd nicht einmal in der Lage, die noch im Bau befindlichen Schiffe unter Einhaltung der festgesetzten Zahlungsbedingungen abzunehmen. Und die Ballin-Gesellschaft hat sogar den Auftrag auf einen großen Dampfer rückgängig gemacht. Praktiker, die an der Spitze industrieller Gesellschaften stehen und Geld verdienen wollen, dürfen die Maxime ihres Handelns nicht allein nach volkswirtschaftlichen Theorien einrichten. Der Theoretiker könnte, dem Prinzip zuliebe, manches versehen, was der Praktiker aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung zu werten versteht. Aber umgekehrt darf die Einschätzung praktischer Beobachtungen nicht so weit führen, blindlings an den einfachsten Symptomen der Krisenlehre vorüberzugehen und die winzigen Ergebnisse der Wissenschaft einfach zu negieren. Das aber haben die Schiffahrtsgesellschaften

getan; sonst hätten sie rechtzeitig mit neuen Erweiterungen aufgehört und würden darum zwar jetzt die Krisis zu spüren bekommen, aber nicht vor so traurigen Ergebnissen stehen, wie es beim Norddeutschen Lloyd der Fall ist und auch bei der Hamburg-Amerika-Linie, wenn auch in etwas geringerem Maße, der Fall sein wird.

Abgesehen von der mangelhaften Erkenntnis der wirtschaftlichen Entwickelung ist den Schiffahrtsgesellschaften noch ein anderer Vorwurf zu machen. Sie haben in den Jahren der Hochkonjunktur, mehr als es notwendig war, nach Vergrößerung gedrängt, und somit nicht bloß den Zeitpunkt übersehen, an dem der amerikanische Aufschwung durch eine Krisis abgelöst werden mußte, sondern auch darüber hinaus das Bedürfnis nach besserer Transportmöglichkeit weit überschätzt. Sehen wir uns ein wenig die Statistik an. Die Auswanderung über deutsche Häfen betrug zu Beginn des letzten Aufschwunges, im Jahre 1903, 27 614 Deutsche und 268 227 Fremde; im Jahre 1907 waren es 26 380 Deutsche und 346 879 Fremde. Die Auswanderung hat also während dieser Zeit eine Vermehrung um 77 418 Personen, d. h. um ca. 26 Prozent, erfahren. Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten ist von 1903 bis 1907 von 943,4 auf 1319,3 Millionen Mark gestiegen, die Ausfuhr von 469,2 auf 652,3 Millionen Mark; der Gesamthandel also von 1412,6 auf 1971,6 Millionen Mark, d. h. um etwa 39 Prozent. Dagegen umfaßte die Flotte des Norddeutschen Lloyd im Jahre 1903 583 042 Brutto-Registertons, Ende 1907 aber 804 060 Brutto-Registertons; sie stieg also während dieser Zeit um ca. 38 Prozent. Die Vermehrung entspricht demnach wohl ungefähr der Zunahme des Handels, überragt aber die Steigerung des Auswandererverkehrs. Zu berücksichtigen ist hierbei noch, daß die Ziffer der Registertons sich auf sämtliche Schiffe des Norddeutschen Lloyds bezieht, also auch auf diejenigen, die für die Fahrt nach anderen Ländern bestimmt sind. Der Handel nach diesen Ländern hat aber nicht in demselben Umfang zugenommen wie derjenige nach Nordamerika. Würde man ihn den obigen Ziffern zurechnen, so ergäbe sich im Durchschnitt eine weit geringere Vermehrung. So ist unbestreitbar der Beweis erbracht, daß die Expansion des Lloyd größer war als die des Handels und der Auswanderung. Davor hätte man sich um so eher hüten müssen, als die Konkurrenz im Weltmeere mit der stärkeren Nachfrage nach Transportmitteln in den letzten Jahren immer schärfer wurde, und namentlich die englischen Schiffahrtsgesellschaften danach trachteten, den Vorsprung der Deutschen durch Ermäßigung der Frachtpreise wettzumachen. Gerade dadurch aber wurden der Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie angespornt, neue Schiffe zu bauen, um nur das Uebergewicht zu behalten. Der „nationale“ Zug in der deutschen Seeschiffahrt hat die Aktionäre manches Opfer gekostet. Die würden sich schließlich mit dem Rückgang der Erträgnisse trösten können, wenn der Gewinn in den Jahren der Prosperität entsprechend groß gewesen wäre. Herr Dr. jur. Wiegand, der Generaldirektor des Lloyd, hat in einem Interview dem Redakteur der Weserzeitung erklärt, in den Jahren 1906 und 1907 sei der Andrang des Güter- und Personenverkehrs so stark gewesen, daß sich das Schiffsmaterial als völlig ungenügend erwiesen habe. Waren aber damals, am Gipfel des Aufschwunges, die Erträgnisse des Norddeutschen Lloyd so bedeutend? Er hat für das Jahr 1906 eine Dividende von 8½%, für 1907 nur 4½% verteilt, weil schon die rapide Abnahme des Verkehrs in den letzten drei Monaten den Jahresgewinn sehr erheblich schmälerte. Die Dividende von 8½% war das höchste Erträgnis, das der Lloyd seit dem Jahre 1900 verteilt hatte. Und die Durchschnittsdividende der letzten 10 Jahre beträgt nur 5,75%. Um eine solche Verzinsung zu erreichen, ist es wahrlich nicht notwendig, ein Kapital von 125 Millionen zu investieren.

Die Erträgnisse der deutschen Schiffahrtsgesellschaften vom Standpunkte des Aktionärs zu beurteilen, mag freilich einseitig und unbillig klingen. Jedoch deckt sich dieses Interesse insofern mit dem allgemein volkswirtschaftlichen, als es durchaus nicht für unsere Volkswirtschaft von Wert ist, wenn mit Hilfe von Krediten Schiffe gebaut und dadurch Tausende von Arbeitern beschäftigt werden, während eine nutzbringende Verwendung der Fahrzeuge selbst in den besten Zeiten kaum möglich ist. Schließlich bleibt immer in der kapitalistischen Gesellschaft die Rentabilität das einzig leitende Motiv des privatwirtschaftlichen Handelns, und diese Gesellschaft ist auf der Privatwirtschaft aufgebaut.

In einer Beziehung ist allerdings bei der Beurteilung dieser Frage eine strenge Scheidung zwischen dem Interesse des Aktionärs und demjenigen der Volkswirtschaft vorzunehmen. Die Erträgnisse der deutschen Schiffahrtsgesellschaften würden im laufenden Jahre weit besser sein, wenn ein Ausgleich für die Abnahme der Auswanderung geschaffen worden wäre. Ein solcher Ausgleich war erwartet worden, als es im Herbst des vorigen Jahres hieß, die durch die Krisis überflüssig gewordenen Arbeiter strömten nach Europa zurück. Später haben sich die Rückschlüsse auf die Erträgnisse der deutschen Gesellschaften jedoch nicht erfüllt, weil die italienischen Schiffahrtsgesellschaften die Zwischendeckpreise so stark herabgesetzt haben, daß die amerikanischen Arbeiter es vorzogen,

deren Linien zu benutzen. Hierdurch sind wir vor einer Invasion ausländischer Arbeitskräfte bewahrt worden, die dazu beigetragen hätte, die Arbeitslosigkeit im Heimatlande zu vergrößern. Der Strom der Auswanderer aus dem Krisenlande hat sich jedoch in die Mittelmeerländer ergossen, wo er uns nicht gefährlich geworden ist.

Für die Beurteilung der deutschen Schiffahrtsgesellschaften in den nächsten Jahren bietet sich hierdurch ein Anhaltspunkt. Es werden zunächst, beim Beginn einer neuen Konjunkturperiode in den Vereinigten Staaten, die italienischen Gesellschaften profitieren. Ihre Linien wird der eingewanderte Arbeiter für den Rücktransport wieder benutzen; nur deshalb hat wohl auch die italienische Konkurrenz die Fahrpreise bis unter die Selbstkosten ermäßigt. Und bis die große Zahl der während der Krisis ausgewanderten Arbeiter von neuem in der Industrie untergebracht ist, kann noch geraume Zeit vergehen. Rascher ist eine Zunahme des Exportes zu erwarten, doch werden auch hier noch einige Jahre vergehen, bis die früheren Ziffern erreicht sind. Es verrät gerade keine tiefe Kenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge, wenn Herr Dr. Wiegand erklärt, daß „die energischen Maßnahmen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten zurzeit vorbereitet, um eine gründlichere Reform der Finanzwirtschaft und eine Regelung der Bankenfrage herbeizuführen, die Hoffnung berechtigt erscheinen lasse, daß wirtschaftliche Erschütterungen so tiefgehender Art, wie die letztjährige, weiterhin vermieden werden". Hier offenbart sich derselbe Irrglaube, dem man in deutschen Bankkreisen häufig begegnet; jene Ansicht, daß nur das teuere Geld an der Krisis schuld sei. Die Organisation des amerikanischen Bankwesens ist gewiß von einiger Bedeutung für den Umfang der Krisis gewesen, aber es ist eine Verwechslung der Symptome mit den inneren Zusammenhängen, wenn von einer Regelung der Bankenfrage alles Heil erwartet wird. Die Krisis war die notwendige Folge der Ueberanstrengung der Kredite, und das Fehlen eines Zentralnoteninstitutes hat sie nur heftiger erscheinen lassen. Bei einem geordneten Banksystem wäre sie nicht vermieden worden, ihre Form wäre nur eine andere gewesen. Die Großmannssucht der Schiffahrtsgesellschaften wird ihnen also eine ganze Reihe von Jahren des Niederganges bereiten. Die günstige deutsche Ernte verringert dazu noch den Import ausländischen Getreides, sie wird den Gewinn des laufenden Jahres weiter verringern. Weil die Gesellschaften selbst an ihrem Unglück zum größten Teile schuld sind, sollte auch dem Gedanken einer Subventionierung auf Reichskosten (der hier und da wieder auftaucht) gar nicht erst Raum gegeben werden.

* * *

Die Entscheidung des Reichsgerichts in dem Prozeß der Phönix-Gesellschaft gegen das Kohlensyndikat in der Hüttenzechenfrage ist von der Börse wie von der Handelspresse als ein wer weiß wie großer Erfolg des Phönix begrüßt worden. Die Auffassung beruht auf einer Verkennung der Tatsachen. War eigentlich je daran zu zweifeln, daß das Reichsgericht denselben Standpunkt einnehmen werde wie im vorigen Jahre? Damals hatte es darüber zu entscheiden, ob die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-Gesellschaft berechtigt sei, die auf den Zechen der früheren Gewerkschaften „Friedlicher Nachbar" und „Hasenwinkel" gewonnenen Kohlen umlagefrei und unabhängig von der Preispolitik des Syndikates als Selbstverbrauch zu rechnen. Die Rechtsfrage lag beim Phönix genau so wie bei Luxemburg; nur um die Auslegung des Syndikatsvertrages handelte es sich. Doch die Börse, die immer leicht einzuschüchtern ist, glaubte, daß das Kohlensyndikat nicht umsonst denselben Prozeß noch einmal führe, und die Entscheidung des Oberlandesgerichts Hamm, die auch diesmal zugunsten des Syndikates lautete, wie früher im Falle Luxemburg, bestärkte die Zweifler. Ist es gar so schwer, für die Wiederholung des Prozeßweges einen plausiblen Grund zu finden? Die im Kohlensyndikat vereinten reinen Zechen befürchteten die Sprengung des Syndikates, wenn die Fusionsidee weiter an Anhänger gewinnen würde. Das war begreiflich; denn der Zweck des Syndikates wird in dem Augenblick vereitelt, wo die besten Abnehmer sich unabhängig machen. Und die Preispolitik wird zur Farce, wenn ein großer Teil der Konsumenten nicht mehr notwendig hat, sich danach zu richten. So drohte die Auflösung des Kohlenkartells; mindestens aber wäre, selbst wenn die Mitglieder die bindenden Verträge nicht vorzeitig hätten aufheben können, eine Erneuerung niemals wieder zustande gekommen. Herr Geheimrat Kirdorf suchte vorzubeugen, und es gelang ihm, auch den größten Teil der Hüttenwerke, die über eigene Kohlenzechen verfügen, davon zu überzeugen, daß eine Einigung auch in ihrem Interesse liege. Diesen Werken den Vorteil vor Augen zu führen, war nicht ganz leicht. Dennoch gelang es, weil der geschickte Unterhändler klarzulegen verstand, daß eine Auflösung des Kohlensyndikates auch gegen ihre geschäftlichen Vorteile verstoße. Tritt nämlich in der syndikatsfreien Zeit eine Ermäßigung der Kohlen-

preise ein (was sehr wahrscheinlich gewesen wäre), so haben hiervon in erster Reihe die reinen Walzwerke den Vorteil, die nun infolge des billigen Kohlenbezuges auch die Preise der fertigen Eisenwaren herabsetzen können. Eine Stärkung der reinen Walzwerke vermögen aber die großen gemischten Betriebe am wenigsten zu ertragen; ihr Gewinn wird geschmälert, wenn sie die Konkurrenz in den auch von ihnen hergestellten Produkten mit den kleineren Werken aufnehmen müssen. Lange genug hat man versucht, ein Preiskartell für die feineren Eisenprodukte (Stabeisen, Draht usw.) zu bilden. Doch die Mannigfaltigkeit der Interessen, vor allem die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen verhinderten die Ausführung des Planes. Das einzige Mittel, um die reinen Walzwerke zu schädigen, bildete die Aufrechterhaltung der Halbzeug- und Kohlenpreise. Hier arbeiteten also der Stahlwerksverband mit dem Kohlensyndikat Hand in Hand. Herr Kirdorf wußte natürlich sehr gut, daß die gemischten Eisenwerke erkennen werden, wo ihr Nutzen zu finden ist, und darum bereit sein werden, freiwillig aus den Rechten des Syndikatsvertrages zu verzichten. So lag der Gedanke nahe, den Selbstverbrauch, d. h. dasjenige Quantum von Kohlen, das im eigenen Hüttenbetriebe ohne Rücksicht auf das Syndikat verarbeitet wird, zu kontingentieren. Aber Herr Kirdorf hat viel zu viel Uebung im Aufbau von Syndikaten, um nicht zu wissen, daß jedes Werk vor dem Abschluß des neuen Vertrages die Gelegenheit wahrnehmen werde, eine möglichst hohe Quote dieses Selbstverbrauchs herauszuschlagen. War man sich auch von vornherein darüber einig, daß als Basis der Kontingentsziffer die in einem bestimmten Jahre für den Eigenbedarf produzierte Kohlenmenge benutzt werden mußte, so lag es doch im Interesse der gemischten Werke, rasch noch, vor dem Ende der Einigungsverhandlungen, reine Kohlenzechen anzugliedern, um so eine höhere Beteiligungsziffer zu erlangen. Dem mußte entgegengewirkt werden. Ein Mittel hierzu fand sich in der Anstrengung des Prozesses. Mochte auch niemand daran glauben, daß dieser Prozeß zugunsten des Kohlensyndikates entschieden würde, so war doch die Möglichkeit weiterer Fusionen bis zum Abschluß der Verhandlungen so gut wie beseitigt, weil die Banken nunmehr nicht mehr so leichten Herzens den Aktionären den Ankauf der Bergwerkszechen empfehlen konnten. Nur die Luxemburger Gesellschaft wagte es und kaufte Luise Tiefbau; hier war jedoch die Zustimmung zum Fusionsvertrage schon vorher durch den großen Aktienbesitz des Herrn Stinnes gesichert. So bildete der Prozeß einen geschickten Schachzug, wenn es auch nicht gelungen ist, schon vor der Entscheidung des Reichsgerichts die Einigung zustande zu bringen.

Bruno Buchwald

Notiz

Der Dichtung von Herbert Eulenberg „Das Geheimnis der Frauen" wurde anläßlich des Ausschreibens der Wochenschrift Morgen für die beste Novelle die Hälfte des Preises im Betrage von 1000 M. seitens der Jury zugesprochen (siehe Heft 30 vom 24. Juli 1908).

An unsere Leser!

Der „Morgen" tritt mit dieser Nummer in ein neues Quartal.

Wie bisher werden die besten Kräfte aus dem Bereich der Kunst, Literatur und Politik, der Technik und der Wissenschaft uns zur Seite stehen. Der „Morgen" wird keinen seiner Vorzüge einbüßen, zugleich aber einige Neuerungen einführen, von denen wir uns u. a. die Belebung der aktuellen Rundschau versprechen. Diese „Rundschau" soll möglichst ausgebaut werden, so daß sie die wichtigsten Tagesvorgänge in anziehender Form spiegelt. Wir werden von unsern besten Mitarbeitern aktuelle Glossen bringen und das Geistesleben fremder Kulturen mehr als bisher in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Wir hoffen, daß unsere Leser uns ihr Interesse und ihre Sympathie auch weiterhin erhalten werden.

Redaktion und Verlag der Wochenschrift „Morgen"

Verein für Kunst/ Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift Morgen ist vom 1. September ab das Publikationsorgan des Vereins für Kunst.

Der im fünften Jahre stehende Verein für Kunst verfolgt den Zweck, auf bedeutende Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen.

Für den Winter 1908/09 sind vorläufig folgende Abende festgesetzt: Donnerstag, den 8. Oktober im Salon Cassirer: Gedenkabend für Walter Leistikow. Donnerstag, den 15. Oktober im Choralion Saal: Paul Scheerbart, Vorlesung eigener Dichtungen (Manuskript). Donnerstag, den 22. Oktober im Salon Cassirer: Lieder, gesungen von Anna Gnudtzmann. Donnerstag, den 29. Oktober: Detlev von Liliencron, Vorlesung eigener

ungedruckter Dichtungen. Donnerstag, den 5. November im Salon Cassirer: André Gide, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 12. November im Choralion Saal: Stefan Zweig, Vortrag: Balzac. Donnerstag, den 19. November im Salon Cassirer: Franz Blei, Vortrag: Die moralische Illusion. Donnerstag, den 26. November: Georg Simmel, Vortrag. Donnerstag, den 3. Dezember im Salon Cassirer: Paul Leppin, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 10. Dezember im Klindworth-Scharwenka-Saal: Josef Ruederer, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 7. Januar im Salon Cassirer: René Schickele, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 14. Januar im Künstlerhaus: Karin Michaelis, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 21. Januar im Salon Cassirer: Herwarth Walden, Gesänge. Donnerstag, den 28. Januar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Lovis Corinth, Vortrag. Donnerstag, den 4. Februar im Salon Cassirer: Ernst Schur, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Johannes V. Jensen, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 18. Februar im Salon Cassirer: Karl Schnitzler, Vortrag; Thema vorbehalten. Donnerstag, den 25. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Else Lasker-Schüler, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 4. März im Salon Cassirer: Peter Baum, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. März im Künstlerhaus: Tänze.

Am Sonnabend, den 16. Januar findet in den Räumen des Künstlerhauses ein Simplizissimusball statt.

Die Abende des Vereins für Kunst sind öffentlich, also auch ohne Mitgliedschaft zugänglich. Die ordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 40 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch sämtlicher Abende sowie zum kostenlosen Bezug der Wochenschrift Morgen. Die außerordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 15 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den 2. und 4. jeden Monats) sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldung zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des Vereins für Kunst, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstraße 37, im Warenhaus A. Wertheim (Konzertkasse), Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung Charlottenburg, Bismarckstraße 82/83.

Alle Abende finden Donnerstags statt und beginnen um 8 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C. Heiligegeiststr. 52; des Vereins für Kunst: Herwarth Walden, Halensee, Katharinenstr. 5.
Manuskriptsendungen sind ausschließlich an die Redaktion der Wochenschrift Morgen, Berlin W., Potsdamerstr. 4, zu richten.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt, betreffend die im Verlage von Georg D. W. Callwey, München, erschienene Halbmonatsschrift „Kunstwart", bei, auf welchen wir noch ganz besonders hinweisen.